



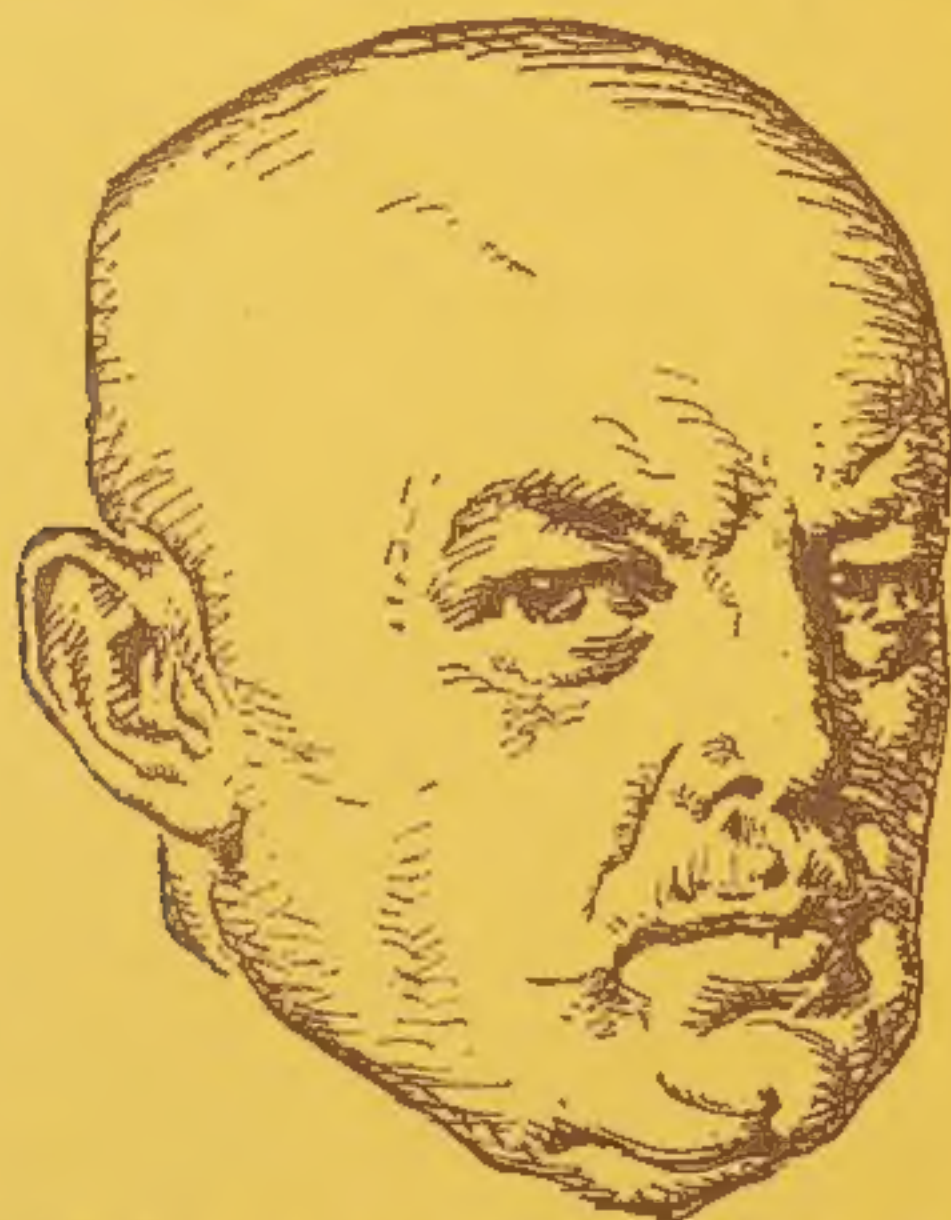
BERLIN, MAI 1935 • II. JAHRGANG 5. FOLGE

TAG DER NATIONALEN ARBEIT, SONDERHEFT: PREIS 20 RPF.

DER SCHULUNGSBRIEF



REICHSSCHULUNGSSAMT DER NSDAP
UND DER DEUTSCHEN ARBEITSFRONT



„... als der Besten einer hat
er sein Leben dem Erwachen
seines, unseres Volkes ge-
widmet, im Dichten und im
Denken und am Ende in der
Tat.“ Adolf Hitler

Dietrich Eckart

Ein Vermächtnis

Herausgegeben und eingeleitet von Alfred Rosenberg

Alfred Rosenberg hat mit diesem Werk das Vermächtnis Dietrich Eckarts aufgezeigt: das harte und schwere Sein des Kämpfers mit seinem unbändigen Haß gegen alles Pharisäertum, mit dem selbstsicheren Charakter eines Mannes ohne Rücksicht gegen sich selbst und deshalb auch gegen andere.

Preis: gebunden RM. 4,—

Zentralverlag der NSDAP, Franz Eher Nachf., G.m.b.H., München-Berlin



BERLIN, MAI 1935 • II. JAHRG. • FOLGE 5

DER SCHULUNGSBRIEF

REICHSSCHULUNGSSAMT DER NSDAP
UND DER DEUTSCHEN ARBEITSFRONT

Aus dem Inhalt:

Kurt Deterich:

Ich und du — Deutsches Schicksal Seite 140

Dr. Robert Veb:

Weg und Ziel Seite 143

Dr. Fritz Stönnenbruch:

Der Sinn des 1. Mai Seite 150

Dr. Weener Hülle

Germanien zur Eisenzeit Seite 152

Dr. Rudolf Stampfuß

Der Kampf um den Rhein Seite 161

Was jeder Deutsche wissen muß Seite 171

Karl Richard Wanger:

Der 9. November 1923 Seite 172

Fragekasten Seite 183

Das deutsche Buch Seite 184

Geschichtliche Gedenktage

1. 5. 1919 Ende der bolschewistischen Herrschaft in München.
1935 Tag der nationalen Arbeit.
2. 5. 1892 Kampflieger Manfred Gebr. v. Richtofen geboren.
1933 Die N.S.D.A.P. übernimmt die Führung der deutschen Arbeiter.
3. 5. 1849 Der Dichter der „Wacht am Rhein“, Max Schneckenburger, gestorben.
5. 5. 1888 Österreichs völkischer Vorkämpfer, G. v. Schönerer, wird zu vier Monaten schweren Kerkers verurteilt.
6. 5. 1757 Friedrich der Große besiegt die Österreicher bei Prag.
9. 5. 1688 Der Große Kurfürst gestorben.
1805 Friedrich v. Schiller gestorben.
1907 Der Reichsjugendführer Baldur v. Schirach geboren.
1923 Albert Leo Schlageter wird von einem französischen Kriegsgericht zum Tode verurteilt.
10. 5. 1871 Frieden zwischen Deutschland und Frankreich; Elsass-Lothringen fällt an Deutschland zurück.
1933 Eröffnung des I. Kongresses der Deutschen Arbeitsfront.
11. 5. 1933 Adolf Hitler übernimmt die Schirmherrschaft über die Deutsche Arbeitsfront.
14. 5. 1699 Der Reitergeneral Hans-Joachim v. Zieten geboren.
18. 5. 1782 Der Freischarführer Major Adolf Gebr. von Lübow geboren.
19. 5. 1762 Der Philosoph J. G. Fichte geboren.
1891 Der deutsche Kampflieger Hauptmann Oswald Boelcke geboren.
20. 5. 1664 Der Banmeister Andreas Schlüter geboren.
1764 Der Bildhauer Gottfried Schadow geboren.
1846 Der Heerführer Generaloberst v. Kludt geboren.
1927 Der Abgeordnete Pg. J. Pabel, Böhmen, gestorben.
21. 5. 1471 Albrecht Dürer geboren.
1921 Entgegen dem Willen der Novemberregierung stürmen Freiwilligenverbände aus allen deutschen Gauen mit dem Deutschlandliede auf den Lippen in Oberschlesien den Annaberg und retten damit deutsches Land.
22. 5. 1813 Richard Wagner geboren.
23. 5. 1618 Beginn des Dreißigjährigen Krieges.
1900 Der Reichsminister Pg. Dr. Frank geboren.
25. 5. 1932 Admiral Franz v. Hipper gestorben.
26. 5. 1521 Der Römische Kaiser Deutscher Nation verhängt auf Betreiben der Katholischen Kirche über Martin Luther die Reichsacht.
1923 Albert Leo Schlageter wird von den Franzosen erschossen.
27. 5. 1234 Schlacht bei Altenesch; der Erzbischof von Bremen läßt in einem „Kreuzzug“ die Bauern der Landschaft Stebingen nahezu ausrufen.
1917 (bis 21. 6.) Große Flandernschlacht von der Yser bis zur Lys.
1918 (bis 3. 6.) Schlacht bei Soissons und Reims.
31. 5. 1740 Thronbesteigung Friedrichs des Großen.
1809 Schill fällt bei Stralsund.
1916 Seeschlacht vor dem Skagerrak; der Seemannsdichter Gorch Fock fällt.



GEBOREN ALS DEUTSCHER,
GELEBT ALS KÄMPFER,
GEFALLEN ALS HELD,
AUFERSTANDEN ALS VOLK.

MAI

DANIEL SAUER, Sickershausen, 1. 5. 1923 / FRANZ ERTEL, Ottendorf,
O.-Österreich, 1. 5. 1933 / HEINRICH WÖLFEL, Nürnberg, 1. 5. 1938
PAUL STENZHORN, Oberhausen a. d. Nahe, 5. 5. 1932 / HEINRICH
KOTTMANN, Darmstadt, 12. 5. 1928 / FRANZ ENGEL, Stargard,
12. 5. 1930 / JOSEF WIESHAKIER, Gaiganz, 21. 5. 1933 / FRITZ
TSCHERSE, Königsberg-Pr., 25. 5. 1931 / PAUL BILLET, Lahe i. Bad.,
25. 5. 1931 / ALBERT LEO SCHLAGETER, Düsseldorf, 26. 5. 1923
GEORG HIRSCHMANN, München, 26. 5. 1927 / GERHARD LIEBSCH,
Berlin, 26. 5. 1931 / SILVESTER FINK, Innsbruck, 26. 5. 1932
HEINRICH STOLLENWERK, Düsseldorf, 28. 5. 1933
JODOC KEHRER, Burscheid, 31. 5. 1932

WOFÜR SIE STARBEN, SOLLST DU
NUN LEBEN. VERGISS ES NIE –
SOLDAT DER REVOLUTION.



Der Feiertag der nationalen Arbeit ist der Feiertag des geeinten deutschen Volkes, und mitten in diesem Volk marschiert als sein untrennbarer Bestandteil die deutsche Arbeiterschaft! Auch jene, die einst gläubig die Faust zu einem Gruße ballten, von dem sie meinten, daß er einmal das Symbol der erlösten Menschheit ihrer Klasse werden würde. Und auch du marschiertest mit, du junger deutscher Arbeiter, du Unbekannter unter Millionen, du Kamerad meiner Jugend. Die will ich diese Worte widmen! Sie sollen dir die Brücke über einen Abgrund sein; in dem eine Lüge zer-schellte, für die du gutgläubig geopfert und gekämpft hast. Es sei die Brücke zwischen unseren Herzen, von deinem zu meinem . . .



Erinnern wir uns! Seien wir ehrlich! Damals . . . das ist nun fast 20 Jahre her, Berliner Jungen waren wir. Was hatten wir gemeinsam? Nichts? Eigentlich gar nichts, bis auf ein paar Spiele oder eine zufällige Prügelei. Was hat uns noch ver-bunden? Mich das Bürgerkind aus der Beletage, und dich, den Proletariatssohn aus der müßigen Portierloge. — Nichts? — Oh doch!

Damals 1914, als der große Krieg seine Brandfackel in die Länder Europas schlug, damals, als alles jubelte, da zogen auch unsere Väter jubelnd davon. Den gleichen grauen Rock trugen sie. Am gleichen Tage rückten sie ins Feld, und in der gleichen Septemberwoche des Jahres 1914 sind sie gefallen. „Gelden für Volk und Vaterland!“ sagten die Leute. Das war richtig! Aber für uns, für dich und mich, war es eine bittere Wahrheit.

Und damals kamst du aus deiner Portierloge heraus, morgens, als ich zur Schule ging, und hast mir stumm die Hand gedrückt. Wir wurden Kameraden eines gleichen harten Schicksals, das uns die gleiche erste tiefe Wunde in unsere Knabenseele schlug! Damals . . .

Dann kam der November 1918 mit all seiner Schmach. Zwischen roten Fahnen, revoltierendem Pöbel, zurückflutenden Truppen, die mit den Redensarten von Schön-heit und Würde empfangen wurden, fand ich keine Ruhe. So verschlug es mich zu den Korps im Baltikum, zu den Freischärlern, zu den Verfeimten der vierzehn Jahre des Zwischenreiches. Wir hörten nichts mehr voneinander. Das Schicksal hatte uns verweht, wie Blätter im Wind . . .



Lange Jahre vergingen. Wir schrieben 1930! Erinnerst du dich? Aus den jüdischen Gazetten, von den Anschlagssäulen, von Bauzäunen und Gäßermauern leuchtete es: „Schlagt die Faschisten, wo ihr sie trefft!“

Weißt du noch? Nachts war es. Ich kam von der Wahlpropaganda für einen Mann, der heute des deutschen Volkes Führer ist. Müde schimmerten die Laternen. Die Straße war dunkel und leer. Plötzlich sind um mich herum sechs „Genossen“ vom Rotfrontkämpferbund. Ich blute schwer unter dem Trommelfeuer ihrer Proletenfäuste, sehe schließlich an einer Mauer, meine Knie wanken.

„Macht ihn doch fertig, den Faschistenbundi!“ höre ich noch rufen. Da, auf einmal springen sie beiseite. Grüßen mit geballter Faust. „Rot Front!“ erwidert ein anderer den Gruß, und dieser andere steht dann vor mir, und das . . . warst du! Schicksal hat uns verweht wie Blätter im Wind. Jahre waren dahingegangen. Zwischen uns war ein Abgrund . . .

Wir standen einander gegenüber damals, Auge in Auge. Du erkantest mich unter Blut. Galt hieß die Gegenwart und löschte Vergangenheit aus. Löschte sie ganz aus? — Nicht ganz: „Läßt ihn laufen!“ befahlst du deinen Leuten und fuhest sie hart an, als einer zu widersprechen wagte.

Zweimal sind wir einander noch nächtlich begegnet mit unseren Klebefolonnen. Koppelschläger hämmerten blutige Köpfe. Kampf um Weltanschauungen ließ uns aneinanderprasseln, während die fatten Bürger schliefen. Von da ab wußten wir wieder voneinander. Galteten uns! Achteten uns aber dennoch, weil wir um die Ehrlichkeit der Überzeugung des anderen wußten. Du wolltest nichts Schlechtes. Ich kannte dich ja!

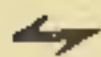
Dann kam das Jahr 1932. Das Dritte Reich begann seine Ketten zu sprengen. Wahltschlacht! Im Sturmlokal schrillt das Telefon: „Alarm! Kommune sprengt Wahlversammlung!“ S.A. stürzt davon. Der Lauffschritt benagelter Schube flirrt durch die Nacht. Atemlos keuchen wir in den Saal. Die Stuhlbeinschlacht ist im vollen Gange. Wir schlagen uns durch zum Rednerpult. Bierseidel krachen, Stühle zersplittern. Plötzlich stehen wir einander gegenüber: Du und ich! Schlagen gleichzeitig zu . . . ich fühle einen dumpfen Schmerz und weiß nichts mehr . . . besinnungslos! Als ich wachwerde, sehe ich, wie S.A.-Männer dich verbinden. „Läßt ihn laufen!“ räume ich einem zu. Du schautest mich an, lange und ruhig. Wir waren quitt!



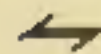
Später begegneten wir einander auf der Stempelstelle. Regelmäßig, jeden Dienstag. Woche um Woche. In langen Reihen standen wir mit knurrendem Magen und warteten. Die Abgestumpften neben den Erbitterten, die Müden neben den Fiebernden, die Hoffnungslosen neben den Kämpfern! Glücke wurden laut, aus denen Debatten wuchsen. Ich sprach vom Dritten Reich . . . auch mit dir! Mancher lauschte, mancher kam mit mir einen neuen Weg, aber du . . . settest hinter all meine Reden immer das Ausrufungszeichen deiner unerbittlichen Ablehnung; denn du glaubtest — glaubtest an die Internationale der Weltverbrüderung!

November 1932. Verkehrsstreik! Nebelgrauer Frühmorgen. Volksgenossen kämpfen um Lohn und Brot. S.A. und Kommune ist gleichermaßen auf den dunklen Straßen, um die Arbeit der Streikbrecher zu verhindern. Aber kein Wagen fährt aus, es geschieht nichts. Da, sinnloseste aller System-Attacken, peitschen Schüsse durch den Novembernebel, und einer von uns, ein S.A.-Kamerad, stürzt tödlich getroffen zusammen. Während die Sturmfabne sich senkt und ihr Tuch das Blut des toten Kameraden vom Asphalt saugt, bricht aus hundert Kehlen das Lied Horst Wessels. Dich aber, Kamerad meiner Jugend, sehe ich auf der anderen Seite der Straße mit deinen Genossen die Mützen von den Köpfen ziehen, zu Ehren eines Geldes, der für die Volksgemeinschaft sein Leben ließ. Ich will hinüber zu dir, will dir die Hand drücken, will . . . Es geht nicht. Du und ich nützel treiben uns auseinander.

Dann kam die Schicksalswende der Nation. Millionen jauchzten auf am 30. Januar 1933. Dich aber sah ich in jener Nacht durch die Straßen jagen, sah dich in Gassen und Alleen verschwinden, verhasst, verweigert. Suchtest du deine Funktionäre? Suchtest du jene, die dir versprochen hatten, lieber auf die Barrikaden zu gehen, als Hitler die Macht zu überlassen? Hast du sie nicht mehr finden können? Armer ehrlicher Prolet! Guter deutscher Arbeiter! Kamerad!



1. Mai 1933! Feiertag der nationalen Arbeit! Es war nicht Schicksal, es war höhere Fügung, daß ich dich sehen durfte. Gerade dich! In der Millionenmasse begeisterter Menschen. Ich entdeckte dich, zehn Meter weg von mir. Der Führer hatte eben seine Rede beendet. Hell donnerte das Heil! Millionen Arme hoben sich . . . Dein Arm hob sich nicht! Aber etwas anderes geschah. Etwas ganz Großes, etwas Heiliges, etwas, was einmalig ist, wie Geburt oder Tod. Dein Gesicht verkrampfte sich wie in Schmerz und Glück. Es war kein Lachen, es war kein Weinen, obwohl dir hartem Jagen die Tränen rannen. Es war jenes große Erkennen, jenes Heimfinden, jene Seligkeit des Geborgenseins in der neuen Gemeinschaft. Es war gewaltiges Bekenntnis aus dem Blute heraus. „Es schau'n aufs Hakenkreuz voll Hoffnung schon Millionen“ . . . so sangen die Menschen und schenken dir, deutscher Arbeiter, damit das Symbol der Offenbarung, die da lautet: Schicksalgemeinschaft aller Deutschen!



Monate gingen dahin. Es war im Herbst zur Reichstagswahl 1933, als ich dir wieder begegnete. Du weißt nichts davon. Aber als ich dich sah, dich so sah, war ich unendlich stolz, war ich glücklich: denn ich sah dich als Sieger.

Draußen war es in Siemensstadt, in der weiten Halle des Dynamowerkes. Der Führer war gekommen, zum letzten Appell an die deutsche Arbeiterschaft. Da standen sie, Kopf an Kopf, mit blauen Kitteln, mit schwieligen Händen, rings um das Podium des Führers geschart, und lauschten seinen Worten. Unter den Tausenden einer, das warst du. — Er hat also Arbeit, dachte ich, endlich Arbeit; ich freute mich. — Dein Auge hing am Führer. Dein Herz hörte seine Worte. Und dann hoben sie wieder die Arme, jubelten ihm zu, umdrängten ihn, den Mann, den sie endlich verstanden und der nun auch ihnen das geworden war, was er ist: der Führer!

Und du? Was tatest du? Ich sah, wie du dich plötzlich durch die Menge drängtest, unter Aufbietung aller Kräfte schoben deine Arme die Kameraden beiseite, du bahntest dir einen Weg nach vorn, rücksichtslos, bis du vor ihm standest: du vor deinem Führer! Deine Augen leuchteten, deine Hand streckte sich ihm entgegen. Er nahm sie. Ich weiß nicht, was noch geschehen ist. Ich mußte mich abwenden — ich schäme mich nicht, es zu sagen — es war zuviel . . . Ich wußte nur eines: In diesem Handschlag wird ein neues Deutschland geboren! Das Arbeitsvolk des Dritten Reiches, stolz groß und treu! Und du, Kamerad, bist mitten unter ihnen und wirst der Treuesten einer sein!

Ich habe dich nicht sprechen können in Siemensstadt. Aber einmal werden wir einander begegnen. Dann wollen wir frei und offen aufeinander zugehen und uns stumm die Hände schütteln. Wie wollen nicht reden von dem, was war, obwohl wir es nicht vergessen wollen. Mahnende Erinnerung sei es, die uns und die, die nach uns kommen, aneinanderkettet, weil Blut zu Blut gehört. Heute aber am Feiertag der nationalen Arbeit grüße ich dich, du Kamerad meiner Jugend, in dem Millionenheer der schaffenden Menschen, grüße dich und unser Schicksal, das deutsches Schicksal ist. Du warst ehrlich, und darum wurde der Sieg der Nation auch der deine. Du hast deinem Herzen etwas erobert, wofür unsere Väter gemeinsam gestorben sind, und wofür wir nun gemeinsam leben wollen: Deutschland!



Weg und Ziel

DR. ROBERT LEY

Mitte April 1933 gab mir der Führer und Reichskanzler den Auftrag, zu einem von ihm zu bestimmenden Termin die Gewerkschaften zu übernehmen. Am 30. April befahl der Führer als Übernahmetermin den 2. Mai. Die Übernahme geschah aus machtpolitischen Gründen. Die Gewerkschaften waren noch das einzige Instrument in den Händen unserer politischen Gegner. Es war ganz klar, daß nach der Auflösung der Parteien sich alle politischen Gegner in den Gewerkschaften sammeln würden und dort ihr weiteres Betätigungsfeld finden wollten. Das war der Grund, weshalb der Führer die Übernahme der Gewerkschaften durch die Partei anordnete.

Wir fanden die Gewerkschaften in einem trostlosen Zustande vor. Die Mitglieder hatten kein Vertrauen mehr. Die Mitgliedszahl sank von Tag zu Tag, und doch waren, als wir sie übernahmen, noch 5 Millionen schaffende Menschen in ihnen organisiert. Aber nicht allein, daß die Mitgliedszahl schwand, auch die Beitragszahlungen gingen immer mehr zurück. Da aber der Verwaltungsapparat noch genau so aufgebläht war wie zu den besten Zeiten der Gewerkschaften im Jahre 1920, ergab sich naturnotwendig finanziell ein ungeheures Defizit. Dementsprechend wurden dann auch die Leistungen nicht mehr gezahlt. Die Gewerkschaftsbäuer befanden sich in einem unglaublichen Zustand. Finanzieller Bankrott, seelischer Zusammenbruch, Hoffnungslosigkeit und ein böses Gewissen, das waren die Kennzeichen der einstmals so stolzen Arbeiterorganisationen Deutschlands.

Als wir am 2. Mai, punkt 10 Uhr, im ganzen

Reich die Übernahme vollführten, fanden wir nirgends Widerstand. Es war, als ob die Gewerkschaftsführerschaft auf diese Übernahme gewartet hätte und erleichtert aufatmete, endlich von ihrer Last befreit zu sein. Innerhalb vier Tagen hatte ich die gesamten 169 Arbeiter- und Angestelltenverbände übernommen. Von früh bis spät nahm ich Ergebenheitserklärungen entgegen, und bereits am Freitag konnte ich dem Führer melden, daß es in Deutschland keine Gewerkschaft, ob marxistisch, christlich oder national, gäbe, die nicht in unserer Hand sei.

Was sollte nun aus dieser Unzahl von Verbänden werden? Wir wagten es, im Schwung der nationalsozialistischen Revolution an den völligen Umbau dieser von uns als falsch erkannten Organisationen zu gehen. Wir lösten die Verbände auf und setzten an ihre Stelle die Gemeinschaft aller schaffenden Menschen, die durch das Schicksal gezwungen sind, in einem Betrieb zusammen zu arbeiten. Wir wählten diesen Weg. Sicherlich war er gefährlich. Er war kühn, aber er war allein nationalsozialistisch.

Weshalb war er gefährlich, dieser Weg? Einmal, weil es für den jungen nationalsozialistischen Staat überhaupt eine Gefahr bedeutete, die ehemaligen Gegner weiterhin organisatorisch zusammenzuhalten. Gerade die Gewerkschaften waren das Hauptinstrument des Marxismus gewesen, und viele gute, treue und brave Nationalsozialisten, darunter ich selbst, haben mit Sorge der damaligen Entwicklung entgegengesehen. Zweitens: selbst wenn wir an den Arbeiter heratrat und ihm sagten, wir wollten seine Organi-

sationen halten und wollten das Gute auch im Neubau verwenden, wer garantierte uns dafür, daß der Arbeiter überhaupt mitmachte? Und da ist es sicherlich eins der größten Wunder aller Zeiten, daß der deutsche Arbeiter in dem Zusammenbruch seines Staates, seiner Gewerkschaften und all seiner Organisationen nicht selber zerbrochen und hoffnungslos geworden ist. Man hätte nicht verwundert sein dürfen, wenn der deutsche Arbeiter erklärt hätte, der Nationalsozialismus habe gesagt, den Staat erobert und die Gewalt in Händen, und er, der deutsche Arbeiter, müsse sich darum beugen, aber sein Vertrauen gebe er diesem Staat nicht. Und drittens: es gehörte schon etwas dazu, vor dem wirtschaftlichen und finanziellen Zusammenbruch der Gewerkschaften nicht selbst den Mut zu verlieren. Nicht allein, daß an barem Vermögen nichts mehr vorhanden war, nein, darüber hinaus hatten die Gewerkschaften nur Schulden. Und doch erklärten wir dem Arbeiter: „Wir werden alle deine Rechte wahren.“ Und wir haben sie gewahrt.

Zu allen Wenn und Aber, die uns natürlich in unserem Handeln mitbestimmen mußten, kamen die vielerlei Widerstände von innen und außen. Die notorischen Gewerkschaftsgegner haben jetzt die Gelegenheit, jegliche Arbeitervertretung zu vernichten. Ihnen gefellen sich die Prellstücker aller Schattierungen zu. Aber selbst die, die es mit dem Arbeiter ehrlich und gut meinten, sahen in diesem Weg, den wir gehen wollten, zum Teil Verrat, zum anderen eine phantasiereiche Romanze, und so waren wir gezwungen, für unser Wollen den Kampf nach allen Seiten zu führen. Wie gingen wir nun vor? Vorerst mußte eine Bilanz des Vorhandenen gemacht werden. Rein buchmäßig war das nahezu unmöglich, weil die Buchführung der Gewerkschaften eine geradezu verbrecherische war. Wir stellten fest, daß alle Verbände hohe Bankschulden hatten, die jährlich eine ungeheure Verzinsung verlangten. Wenn wir daher unser Vorhaben, die nationalsozialistische Betriebsgemeinschaft in die Tat umzusetzen, durchführen wollten, dann mußten wir das Alte abbauen und abbrechen, denn wir konnten ja unseren Neubau der nationalsozialistischen Sozialordnung nur dort errichten, wo das Alte gewesen war. So mußten wir darangehen, schrittweise das Alte abzubauen und im gleichen Augenblick durch das Neue Ersatz zu schaffen. Es durfte nirgendwo

eine Lücke entstehen. Denn das Wichtigste in unserer Arbeit war, daß die Menschen, die wir zu betreten hatten, niemals das Gefühl der Heimatlosigkeit bekamen, sondern Vertrauen zu uns erhielten. Wir veranstalteten ununterbrochen Kundgebungen, wir gingen zu dem Arbeiter in die Fabrik, wir redeten vor den Unternehmern. Denn wenn die Arbeitsfront überhaupt einen Sinn und einen Zweck haben sollte, so genügte es ja nicht allein, den Arbeitnehmer zu gewinnen, sondern im gleichen Sinne galt es, den Arbeitgeber zu werben. Diese Arbeit war eine ungeheure, mühsame, und sie verlangte einen unerhörten Glauben, aber sie war auch die schönste von allen. So groß nun unser Glaube als Nationalsozialisten an die Treue und Größe unseres Volkes war und ist, er wurde übertroffen bei unserem Gang durch die Betriebe Deutschlands. Der deutsche Arbeiter war niemals Marxist, man redete ihm das nur ein, und niemals war der deutsche Unternehmer jene prellstückerige Hyäne, zu der man ihn an der Börse machen wollte. Ich gestehe es hier offen und frei, daß gerade dieses unerhörte große Maß von Aufricht, das ich beim deutschen Schaffenden antraf, mir die Kraft gab, den Kampf in der von uns eingeschlagenen Weise fortzusetzen.

Neben diesem Werben um Verständnis und Vertrauen der breiten Masse galt es als Viertes die eigenen Mitarbeiter, die Amtswalter der Arbeitsfront, mit unseren Zielen und unserem Willen vertraut zu machen. Denn was nützt es, wenn die Führung von dem Erleben der Betriebsgemeinschaft erfüllt ist und die nachgeordneten Dienststellen noch nach altgewohnter Weise in Klassenkampf machen. Hier setzte von uns eine systematische Schulung sowohl in sachlicher wie in weltanschaulicher Hinsicht ein. Denn auch das war für uns notwendig, den Typ des Gewerkschaftssekretärs, der immerhin dem Arbeiter mehr oder weniger ein sachlicher Anwalt war, durch das Können unserer Amtswalter zu ersetzen. Darüber hinaus galt es aber, ihn zum fanatischen, weltanschaulichen Prediger des Nationalsozialismus zu machen und zu halten.

Dann mußten wir die gesetzliche Lücke, die durch das Verschwinden der Gewerkschaften und der Arbeitgeberverbände entstand, durch ein neues Gesetz ausfüllen. Da die Tarife durch Pakt nicht mehr aufgehandelt werden konnten, weil diese nicht mehr vorhanden waren, mußte eine neue An-





Der Arbeiter

situation diese Aufgaben übernehmen. Durch das Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit wurde diese entstandene Lücke ausgefüllt. Hieran hat die Arbeitsfront maßgeblich mitgearbeitet, und wir können wohl heute alle mit Stolz sagen, daß dieses Gesetz, trotzdem es völlig neue Gedanken, wie den der sozialen Ehre brachte, sehr gute Erfolge erzielt hat. Damals wurde es geschaffen aus einer Zwangslage heraus, und wir hatten alle, die daran mitgearbeitet haben, auch das Reichsarbeitsministerium, das Reichswirtschaftsministerium und die Arbeitsfront, gern noch einige Jahre oder sogar Jahrzehnte gewartet, bis das Volk für diesen Gedanken reif wurde, jedoch gestatteten uns das die Verhältnisse nicht.

Ferner mußten wir erreichen, daß die Massen ihren Blick von den materiellen zu den ideellen Werten des Volkes lenkten. Materiell konnten wir den Arbeitermassen nichts bringen, da Deutschland arm, zerrüttet und verelendet war. Neue Löhne und ähnliche Dinge kamen nicht in Frage. Man muß sich einmal überlegen, wenn Menschen jahrzehntelang nur ihren Blick auf das Materielle gewandt haben, und dann eine Revolution durchbricht, so ist es in der Geschichte aller Völker noch nie dagewesen, daß diese Menschen nicht von neuem materielle Forderungen stellen. Auch das ist sicherlich eines der Geheimnisse für das Ausland: wie ist es den Deutschen möglich gewesen, den Materialismus, der vorher durch alle Mittel ausgepöpselt war und der durch die nationalsozialistische Revolution noch weiteren Antriebs hätte bekommen müssen, niederzuhalten und dafür den Blick der schaffenden Menschen auf die ideellen Werte des Volkes hinzulenken?

Was erreicht wurde

Was ist von alledem nun heute erreicht worden? In Deutschland existieren keine Verbände mehr, weder Arbeitgeber- noch Arbeitnehmerverbände. Die Arbeitsfront ist eine völlige Einheit geworden mit einer zentralen Verwaltung. Die Betriebsgemeinschaft ist ihr Fundament. Um die Menschen innerhalb dieser Betriebsgemeinschaft besser zu betreuen, ist sie unterteilt in Zellen und Blöcke. Mehrere Betriebsgemeinschaften sind zu einer Ortsgruppe zusammengeschlossen und eine Anzahl von Ortsgruppen bildet einen Kreis. Der Kreis entspricht den Verwaltungsbezirken in Preußen. Auf dem Lande und in der Provinz

bilden Kreise den Gau. In all diesen Organisations-einheiten sind Arbeiter, Angestellte und Unternehmer zusammengefaßt. Das Vorbild für diese Organisation ist die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei. Im Aufbau an sich und auch gebietsmäßig liegt die Führung der Deutschen Arbeitsfront in Händen der NSDAP, sowohl organisatorisch wie personell und vor allem politisch.

Die Finanzen der Arbeitsfront sind nicht nur gesund, sondern ich kann mit Stolz und Recht bekennen, daß wir große Vermögen heute unter eigen nennen. Die Beiträge wurden um die Hälfte gegenüber den früheren Gewerkschaftsbeiträgen gesenkt. Der frühere Beitrag betrug durchschnittlich 3 Reichsmark, der Beitrag für die Deutsche Arbeitsfront durchschnittlich 1,47 Mark. Wir haben bei über 20 Millionen Mitgliedern ein Gesamtjahresseinkommen von rund 300 Millionen. Die Verpflichtungen der Betriebschaften gegenüber ihren Mitgliedern hat die Deutsche Arbeitsfront in vollem Umfange übernommen. Wir zahlen nicht allein alle gesetzlichen Verpflichtungen, wie Invaliden-, Alters-, Arbeitslosenrente und Sterbegeld, sondern wir haben darüber hinaus auch alle Renten, die die Gewerkschaften in ihrem letzten Jahr nicht mehr gezahlt haben, nachgezahlt. Die Unternehmungen machen heute im Jahre etwa 80 Millionen aus.

Und etwas, das die Gewerkschaften nicht hatten, haben wir neu eingerichtet: Die Rechtsberatungsstellen. Sie beraten in gesonderten Kammern sowohl den Arbeitnehmer als auch den Unternehmer und tragen durch ihre vermittelnde Tätigkeit außerordentlich zum sozialen Frieden in Deutschland bei. Zum Beispiel hatte die Stadt Dresden in einem Monat 1300 Streitfälle aus dem Arbeitsverhältnis. Von diesen 1300 Streitfällen gingen nur dreißig an das Arbeitsgericht, weil eine Einigung zwischen den streitenden Parteien durchaus nicht möglich war. Die Rechtsberatung durch die Deutsche Arbeitsfront erstreckt sich selbstverständlich nur auf arbeitsrechtliche Streitfälle. Sie berät die Mitglieder kostenlos, und die Arbeitsfront bringt für diese Rechtsberatungsstellen im Jahre 12 Millionen Mark an Kostenbeiträgen auf.

Eine weitere Einrichtung, die die Gewerkschaften nicht hatten, sind die Volksgesundheitsstellen. Hierfür zahlt die Arbeitsfront 6 Mil-

ionen Markt. Durch diese Stellen sollen Ver-
seugungsmittel gegenüber betrieblichen Krank-
heiten wie Vergiftungen, Verämbung der
Lunge usw. durchgeführt werden. 40 Millionen
Reichsmark zahlt die Deutsche Arbeitsfront allein
für die Berufserziehung ihrer Mitglieder. Für
die Fach- und Berufspresse sind hiervon 18 Mil-
lionen Mark eingekauft, für die Umschulung und
Berufsbildung weitere 18 Millionen Mark, für
den Berufswettstreik und die Erziehung der Ju-
gendlichen 4 Millionen Mark. Für das Feier-
abendwerk „Kraft durch Freude“ zahlt die Deutsche
Arbeitsfront im Jahre 20 Millionen Mark. Als
ich die nationalsozialistische Gemeinschaft „Kraft
durch Freude“ ins Leben rief, habe ich geglaubt,
daß sie unendlich viel mehr geldliche Mittel in
Anspruch nehmen würde. Die Kosten blieben je-
doch relativ niedrig, weil meine Mitarbeiter ihre
Aufgaben von Anfang an richtig aufgefaßt haben.
„Kraft durch Freude“ ist keine Wohltätigkeits-
einrichtung, sondern es ist ein Werk, das den Er-
haltungswillen des deutschen Menschen in die
richtigen Bahnen lenkt. Unsere großen Erfolge
sind allein dadurch erreicht worden, daß wir die
breite Masse an dem Aufbau dieses Werkes teil-
nehmen lassen, daß wir die schöpferischen Kräfte
im Volke richten; daß wir alle Mittel, die
Deutschland auf kulturellem, verkehrstechnischem
und wirtschaftlichem Gebiet hat, auf ein Ziel
ausrichten und konzentrieren.

Noch einige Zahlen seien genannt. Bereits im
ersten Jahre sind über zwei Millionen Arbeiter
durch „Kraft durch Freude“ in Urlaub gebracht
worden, eine weitere Million hat Wochenend-
fahrten machen dürfen, fast eine Million ist durch
das Sportamt bereits erfasst worden, Tausende
und aber Tausende von Fabriken sind durch das
Amt „Schönheit der Arbeit“ menschenwürdig
gemacht worden. Vor kurzem haben wir fast 4000
deutsche Arbeiter nach Madeira und den Azoren
fahren lassen. „K. d. F.“ bedeutet also keine Ro-
mantik, sondern höchsten Sozialismus der Tat.
Wir werden bereits in diesem Jahr, also im
zweiten Jahre des Bestehens dieses Werkes, die
Zahlen verdoppeln. Wir werden zwei weitere
Schiffe bauen, und es ist zu hoffen, daß bereits
in einigen Jahren die breite Masse der Industrie-
arbeiter jedes zweite Jahr in Urlaub geschickt
werden kann. Unsere Fürsorge jedoch erstreckt sich
nicht allein auf die Industriearbeiter, sondern

in gleichem Maße auf das Handwerk. Wir werden
in diesem Jahr das Gesellentum auf breiterer
Grundlage wieder anleben lassen und hoffen da-
mit auch ein Stück sozialer Befriedung zu er-
reichen.

Für die weltanschauliche Erziehung unserer
Jugendwelterfahrung hat die Deutsche Arbeitsfront im
letzten Jahre 9 Millionen Mark zur Verfügung
gestellt. Für soziale Betreuung im Betriebe
zahlten wir 8 Millionen Mark. Die Verwal-
tungskosten der Deutschen Arbeitsfront be-
tragen 70 Millionen im Jahr, etwa 22 bis
23 Prozent. Wenn man bedenkt, daß die Ver-
waltungskosten der früheren Gewerkschaften
mehr als das Doppelte waren, so wird man erst
ermessen, wie verantwortungslos die früheren
Arbeiterführer gehandelt haben. Die Verwal-
tungskosten der früheren Gewerkschaften be-
trugen bei 1 Mark Durchschnittsbeitrag und
9 Millionen Mitgliedern im Jahre 1920
55 Prozent. Die Verwaltungskosten der Deut-
schen Arbeitsfront betragen heute auf diesem
gleichen Durchschnittsbetrag und 20 Millionen
Mitglieder berechnet, 11 Prozent. An außerstat-
tlichen Leistungen hat die Deutsche Arbeitsfront
im Jahre 1934 für Urlaubsausfälle im Berg-
bau, Schaffung von Unterkunftsbedingungen
bei den Reichsbahnbahnen, Winterhilfswerk des
deutschen Volkes, Ferienausfälle, Unterhaltung
notleidender Betriebe, Burschenschaften für Ver-
pflichtungen ehemaliger Gewerkschaften, für ihre
Waisenschaften rund 22 Millionen gezahlt.
Durch die Bank der Deutschen Arbeit und ihre
Versicherungsgesellschaften sind für Siedlungs-
zwecke annähernd 100 Millionen Mark aus-
gegeben worden. Trotz dieser großen Ausgaben
bleibt ein Vermögen übrig.

Die vornehmste Aufgabe, sagte ich vorher, war
der Werbefeldzug durch die breite Masse der Ar-
beitsfront. Es galt zu beweisen, daß der Gedanke
der Gemeinschaft nicht allein auf dem Papier
stand, sondern daß der Klassenkampfgedanke auf
beiden Seiten keinen Platz mehr in den Deutschen
hat. Wenn wir uns hier die Frage vorlegen, ob
unser Bestreben Erfolg gehabt hat, so ergibt das
ein Gang durch die deutsche Wirtschaft. Es ist
ein neuer Geist in den Betrieben. Der Arbeiter
fühlt sich selber nicht mehr als Prolet und als
Kuli. Wenn wir auch keine Lohnerhöhung haben
durchführen können, so müssen wir immer wieder

sagen, wir haben 4½ Millionen Menschen in Arbeit gebracht. Und solange noch zwei Millionen arbeitslos sind, kann man nicht an eine Lebenserhöhung denken.

Ebenso ist das weitere Ziel, das wir uns im vorigen Jahre stellten: Schaffung eines neuen Typs eines Sozialfahrers, erreicht worden. Während der Gewerkschaftssekretär der Anwalt der Interessen war, ist der Amtswalter der Deutschen Arbeitsfront der ehrliche Master der streitenden Parteien und der Anwalt des Volkes. Wir sind uns darüber klar, daß wir die Interessengegensätze nicht aus der Welt schaffen können. Das wollen wir auch nicht. Wer etwas leistet, soll fördern. Und ebenso soll der Unternehmer, der diese Forderungen nicht bewilligen kann, soviel Nachtrag haben, sie abzuschlagen. Wir wollen aber, daß beide, ob Arbeitnehmer oder Unternehmer, ehrlich und wahrhaftig miteinander sein sollen. Und wir wollen, daß beide das Interesse der Gemeinschaft über ihr eigenes Interesse stellen.

Und ebenso ist das Letzte, was wir uns im vergangenen Jahre stellten, erreicht worden. Die Masse der schaffenden Menschen hat eine neue Richtung bekommen. Wirtschaftskämpfe gehören in Deutschland der Vergangenheit an. Während wir überall bei allen Völkern Hunger, Streit, Ausbeutung usw. beobachten, ist in Deutschland ein sozialer Frieden. Und daß dieser Frieden kein Kirchhofsfrieden ist, d. h. ein Frieden, der mit dem Kammtunwandel und Maschinenengewehren erkauft wurde, zeigt jeder Tag. Wie Nationalsozialisten sind uns auch darüber klar, daß wir solche Wirtschaftskämpfe nicht mit Gewalt unterbrechen dürfen, nachdem wir den Weg des Aufbaus und der Mitarbeit gegangen sind, daß wir nicht wie ein schlechter Pädagoge das Volk mit dem Stock erziehen wollen, sondern durch die Richtigkeit unseres Willens und die Erkenntnis unserer Vernunft.

Unser Ziel

Was ist nun unser Ziel, und was sehen wir einmal als das Ideal unserer Sozialordnung an? Unser Ziel ist ein glückliches und untrübenes Volk. Wie jedoch werden wir dahin gelangen? Über all unserem Tun steht der Gedanke der Gemeinschaft. Wir erklären, Arbeitnehmer und Unternehmer

geboren auf Gebeiß und Verderb zusammen, und wir werden sie zusammenzubringen und werden sie nicht loslassen, bis diese Erkenntnis Allgemeingut auch des letzten Deutschen geworden ist. Wir wissen, daß man diese Gemeinschaft nicht allein predigen kann, wir wissen, daß der Mensch immer wieder zurückfällt in seine Schucht und in seinen Eigennuß, in seinen Dünkel und in seinen Klassenhaß. Deshalb werden wir diese Gemeinschaft üben müssen, tagtäglich. Wie der Soldat seine soldatischen Tugenden üben muß, so muß man auch die Gemeinschaft üben und ererzieren. Dazu dient unsere Organisation, der Block, die Zelle, die Ortsgruppe usw. Dazu dienen die Betriebsappelle im Betrieb, dazu dient „Kraft durch Freude“ innerhalb des Betriebes, und es werden im Laufe der nächsten Jahre unantworlich neue Methoden gefunden werden, wie man die Gemeinschaft ererzieren und üben kann. Als Zweites wollen wir dem Menschen das Gefühl der Geborgenheit geben. Nicht daß ein Volk opfert, macht ein Volk krank und schwach — nur dann, wenn die Opfer die Kraft des Volkes übersteigen, kann ein Zusammenbruch kommen —, sondern das Opfer, wie wir es verstehen, stärkt ein Volk; nur will der Mensch das Gefühl haben, daß sich die Gemeinschaft um ihn, diesen einzelnen Menschen sorgt und kümmert.

Man wird von jedem soviel Opfer verlangen können, wie die Gemeinschaft an Sicherheit dem einzelnen zu geben gewillt ist. Und ein anderes kommt der Mensch: daß diese Sorge und diese Geborgenheit nicht allein auf einzelne Teile des Volkes und auf einzelne Schichten übertragen wird, sondern daß diese Sorge der Nation alle, und zwar alle gleichmäßig umfasst.

Ferner muß unser Ziel sein, jedem Menschen nicht nur einen Arbeitsplatz zu geben, sondern einen Arbeitsplatz. Das heißt, es genügt nicht allein, daß die Menschen ein Recht auf Arbeit haben, wie es der nationalsozialistische Staat durch seine Erfolge verwirklicht, sondern es muß unser Ziel sein, den deutschen Arbeiter zum besten Qualitätsarbeiter der Welt zu machen. Wir Deutschen sind arm an materiellen Gütern, auch an Nebenmächten sind wir nicht so reich wie die übrigen Völker, dergleichen leidet Deutschland unter einer ungeheuren Raumnot, jedoch in einem hat uns das Schicksal bevorzugt, der Deutsche hat eine unerhörte schöpferische Kraft, die ihn zur

höchsten geistigen und handwerklichen Leistung befähigt. Dieses Kapital gilt es auszunutzen. Nicht allein zum Segen Deutschlands, sondern sicherlich in gleichem Maße zum Segen der gesamten Welt.

Als weitere große Aufgabe steht vor uns, daß wir die Materie dem Menschen wieder dienlich machen, daß nicht der Mensch zur Maschine, sondern die Maschine zum Instrumenten des Menschen wird. Das vergangene Zeitalter verwechselte Sachwaltung mit Menschenführung. Es hatte die besten Bankiers, die besten Ingenieure, die besten Finanzgenies, glänzende Kaufleute und Wirtschaftler. Seine Devise war: Wirtschaft ist Schicksal. Es vergaß aber, daß alles das — wie überhaupt jede menschliche Einrichtung — letzten Endes des Volkes wegen da zu sein hat, daß über jeder Sache, über jeder Materie, über allem Geld dieser Erde, über aller Organisation dieser Zeit der Mensch steht als Persönlichkeit, dem alles dieses dienlich ist.

Welche Institutionen haben wir geschaffen oder werden wir noch schaffen, um diese Ziele zu erreichen? Zuerst: zur Schaffung einer Gemeinschaft dienen die Betriebsgemeinschaften. Wir haben 18 Reichsbetriebsgemeinschaften, Textil, Druck, Papier, Stein und Erde usw., die in Sparten unterteilt sind. Die Betriebsgemeinschaften sind Glieder der Dienststellen der Deutschen Arbeitsfront. Ihnen obliegt vor allem, erstreckt über die Gemeinschaft sowohl im Betrieb wie außerhalb des Betriebes zu wachen. Sie sind unsere Sinnesorgane, die uns jede technische Veränderung in den Massen mitteilen und die wiederum das politische Wollen der Führung in die Massen hineinbringen.

Um die Fähigkeiten im Deutschen zum Wohle des deutschen Volkes und zum Wohle der Menschheit überhaupt bis zum Letzten auszunutzen, haben wir ein Amt für Berufserziehung ins Leben gerufen, von dem ich eine ganz besonders große Wirkung in der Schaffung einer gerechten Sozialordnung erwarte. Dieses Amt für Berufserziehung wird den jungen Menschen, wenn er aus der Volksschule kommt, beraten. Es wird ihn auf seine Eignung, auf seine Fähigkeiten und auf seine Fertigkeiten prüfen und wird ihm dann den Beruf zuweisen, für den er geeignet ist. Es genügt nicht, daß man den jungen Menschen in eine Lehre tut, sondern die Gemeinschaft hat die Pflicht, diese Lehrungszeit ständig zu überwachen

und in dieser Zeit die höchstmögliche Fertigkeit für den jungen Menschen zu erzielen. Lehrungswerkstätten, Berufsschulen, alles das soll und muß auf ein gemeinsames Ziel ausgerichtet werden, wie es der Führer in seiner Verordnung vom 24. Oktober 1934 vorschreibt.

Aber wir verlangen nicht allein, daß das Heer der ungelerten Arbeiter auf ein möglichstes Minimum herabgesetzt und dafür das Heer der gelernten Arbeiter wächst, nein, wir werden auch den Menschen in seinem Berufe nach seiner Lehrungszeit dauernd betreuen und werden für seine Fortbildung ständig Sorge tragen. Hierbei wird uns eine ausgezeichnete Fach- und Berufspresse helfen. Heute bereits hat diese Fach- und Berufspresse eine Auflage von 13 Millionen Exemplaren.

Aus unseren gesamten Maßnahmen aber werden sich die Begriffe „Lehrling“, „Gefelle“ und „Meister“ herauskristallisieren, und die heutigen Begriffe, wie „ungelernter Arbeiter“, „gelernter Arbeiter“, „Ausgeheilter“ und „Arbeitgeber“, werden aus unserem Sprachdialektschwinden. Die neue Gesellschaftsordnung Deutschlands wird sich alsdann nicht mehr aufbauen auf dem Geldsack und auf dem Besitz, sondern allein auf der Leistung und auf der Fähigkeit der Menschen. Alsdann wird zum erstenmal eine gerechte Berufsverwertung möglich sein, und wir werden dem Führer melden können, daß jetzt jeder arbeitsfähige Deutsche seinen Arbeitsplatz hat.

Um den Mitgliedern der Arbeitsfront das Gefühl der Verborgenheit zu geben, haben wir ein Amt für Selbsthilfe, dessen Hauptarbeit gegenwärtig die Fortsetzung der Unternehmungen der ehemaligen Gewerkschaften ist. Künftig jedoch soll nicht allein der Deutsche nur dann, wenn er nicht mehr arbeiten kann, wenn er krank, invalid oder alt ist, geborgen sein, sondern dieses Amt für Selbsthilfe soll vor allem das Starke fördern, d. h. es soll Mittel bereitstellen, um u. a. dem Gefellen eine Existenzmöglichkeit zu geben.

Vor allem aber werden wir in diesem Jahr darauf abzielen, die Unterlagen für eine wirklich fruchtbringende Sozialpolitik zu schaffen. Es ist erschütternd, wie die Menschen auf allen Gebieten versucht haben, ihr Tun und Handeln wissenschaftlich zu untermauern. Auf sozialpolitischem Gebiet dagegen haben wir überhaupt keine

Forschung und keine haltbare wissenschaftliche Erkenntnis, die unser Tun und Handeln beeinflussen könnte. Hier sind die Bedingungen und Verhältnisse, wie die Menschen naturgesetzlich zusammenwohnen und arbeiten müssen, niemals erfolgreich untersucht worden. Was bisher geschah, stellte nur ein ungeheures Glückwerk dar. Man frage nur einmal, nach welchen Gesichtspunkten die Vergangenheit den Lohn festgelegt hat. Sie hat gefeilscht und gehandelt, und wer am durchtriebensten war, der holte Vorteile zur seine Partei heraus. Nach einem Schlüssel oder System dagegen ist nie georicht worden. Ein Betriebsruhrer beispielsweise muß ein tüchtiger Ingenieur, ein tüchtiger Kaufmann sein, das sind alles Selbstverständlichkeiten. Wie er aber die Menschen behandeln muß, davon hat er meistens keine Ahnung.

Nehmen wir einmal als wichtiges Beispiel: Wie finden wir einen gerechten Lohn? Bisher war die Arbeit eine Ware, die man aushandelte nach Angebot und Nachfrage. Es war der moderne Sklavenmarkt. Wir dagegen wünschen, daß der Lohn als eine Anerkennung für die Leistung des Menschen gewertet wird, für den gesamten Menschen, nicht allein für seine Fertigkeiten in seinem Verufe. Der Lohn im nationalsozialistischen Deutschland setzt sich aus unendlich vielen Faktoren zusammen. Aus der Berufswahl, aus den Arbeitsverhältnissen, aus der Behandlung. Das Akkordsystem der Gegenwart ist das Schandstück, was je Menschen erfinden haben. Das laufende Band und die Stovruhr sind die Schrecken der Arbeiter, und doch kann beides in ein gerechtes Verhältnis zum Menschen gebracht und ein gerechtes Akkordsystem gefunden werden. Aber die Art der Entlohnung, ob Stunden-, Wochen- oder Monatslohn, spielt eine ungeheure Rolle. Das Kündigungssystem, der Urlaub, alles das sind Dinge, die zum Lohn gehören.

Je nach dem, was ich ein Existenzminimum annehme. Die Forderung dieses Existenzminimums wird ungleich schwerer sein. Aber sollte es denn unmöglich sein, herauszubekommen, unter welchen Bedingungen ein Deutscher einfach und leben kann? Die vergangenen Jahre haben gezeigt, wo eine Existenzmöglichkeit aufhört und wo der Untergang beginnt, und ich glaube, daß man das in Zahlen zum Ausdruck bringen kann, in denen die kulturelle und produktive Höhe unserer

Klasse einen Ausdruck findet. Die andere Grenze ist die Sicherung der Menschen vor Notständen, eine gerechte Alters- und Invaliden-, Unfall und Krankenversicherung. Auch hier werden wir neue Wege gehen.

Wer hatte sich jemals mit dem Aufbau der Arbeit befaßt. Ein ungeheures Gebiet! Wie sehe ich den Hebel an, wie fasse ich den Hammer, wie breche ich die Steine, wie wirkt die einseitige Arbeit am laufenden Band psychologisch auf die Menschen? Ein wirklich großes Gebiet, und nichts ist getan worden, keinerlei Ergebnisse sind vorhanden, auf denen wir weiterbauen konnten. Wenn wir dem vergangenen System etwas zum Vorwurf machen, so ist es gerade dies: das Ganze, was sich Sozialfürsorge und Sozialpolitik nannte, war Trug und Schwindel, weil es keinerlei Unterlagen hatte, die sich auf Erkenntnisse und Erfahrungen aufbauen konnten. So wird es unsere Aufgabe sein, nicht dieses Glückwerk weiterzuführen, sondern wir werden System hineinbringen, wir werden ein Forschungsinstitut gründen, wo all diese Dinge nach der sozialen, wirtschaftlichen, technischen, finanziellen Seite geprüft und erforscht werden. Die Ergebnisse sollen alsdann zur Weiterbearbeitung weiterents den betreffenden Ministerien und zum anderen den Zentralämtern in der D.A.B. zugeleitet werden; alsdann werden diese Ergebnisse der Inhalt unserer sozialpolitischen Schulung sein. Wir haben insgesamt 17 Institute, von denen vier je 500 Mann fassen können, so daß wir hoffen, in weiteren fünf Jahren einen besonders hervorragenden Stab von Amtswaltern in der Deutschen Arbeitsfront zu haben.

So wird die Arbeitsfront der Selbstverwaltungsförderer sein, in dem die kämpfenden Menschen ihre Belange, ihre sozialen Forderungen und ihre soziale Stellung selbst ordnen und regeln werden. Der nationalsozialistische Staat will weder der Despot noch die Anne der Menschen, sondern der väterliche Pädagoge seines Volkes sein. Er sieht das Wesen der höchsten Demokratie darin, die Menschen zur intensiven Mitarbeit an den zu lösenden Aufgaben heranzuziehen. So ist das neue Deutschland unter seinem Führer Adolf Hitler das Deutschland der Gemeinschaft, der Treue, der Kameradschaft, es ist das Deutschland der Leistung und der Anerkennung dieser Leistung, das Deutschland einer gemeinsamen Ehre.

Der Sinn des 1. Mai

Der Nationalsozialismus ist der legitime Erbe und Vollender der deutschen Arbeiterbewegung. Er hat den Marxismus nicht abgeschoben, um den deutschen Arbeitern Rechte zu nehmen, sondern um die Arbeiterbewegung aus der Endgasse, in der der Marxismus sie hineingebracht hatte, wieder herauszuholen. Gerade weil der Nationalsozialismus sich in dem Dienst des Strebens der deutschen Arbeiterklasse nach einer gerechten Wirtschaft gestellt hat, mußte er den Marxismus vernichten.

Als Vollender der deutschen Arbeiterbewegung hat der Nationalsozialismus den 1. Mai als Feiertag übernehmen können. Die Reaktion hat nicht verstanden, daß der 1. Mai im Dritten Reich der Feiertag der nationalen Arbeit geworden ist. Hat doch die Reaktion sich sogar gegen das berechnete Bestreben der Arbeiterklasse nach einer gerechten Wirtschaft gestellt.

Allerdings ist dem 1. Mai der Klassenkampfcharakter, der ihm vom Marxismus zukommen war, genommen worden. Die Befreiung des Arbeiters, die der Marxismus zu erstreben vorgab, ist Unsinn. Wovon soll der Arbeiter befreit werden? Der Marxismus antwortet: Von der Arbeit für andere. Aber jede Arbeit hat doch ihren Sinn nur daher, daß sie für andere geschieht. Der Bauer stellt seine Erzeugnisse nur den Industriearbeiter, der Industriearbeiter nur den Bauer usw. her. Den Arbeiter von der Arbeit für andere befreien wollen, heißt, ihn von der Arbeit überhaupt befreien wollen.

Aber die Arbeit soll frei werden? Erstens von der Ausbeutung und zweitens von der Willkür des Kapitals. Das Kapital besaß die Machtstellung, zu bestimmen, ob gearbeitet wurde und wer arbeiten konnte. Das Kapital verwaltete die Arbeitsplätze in der deutschen Wirtschaft. Es hat mit ihnen gehandelt und gewaltet, wie es wollte. Das Kapital hat es schließlich nur wirtschaftliche Vernunft gehalten, sechs Millionen Volksgenossen zur Arbeitslosigkeit zu verdammen. Die Arbeit war dem Belieben und der Willkür des Kapitals unterstellt.

Weil das Kapital die Macht über die Arbeitsplätze hatte, konnte es die Löhne drücken. Wie in

den Kartellen die Preise möglichst hochgehalten wurden, wurde die industrielle Reservearmee dazu benutzt, die nach Arbeit suchenden Arbeiter gegeneinander auszuspielen; und damit wurden die Löhne gedrückt. Das Spiel der Kräfte in der Wirtschaft wurde verälscht. Es wurde in der Wirtschaft ausgeglichen und in die Politik gedrängt. Das Kapital und der Marxismus stritten darum, wer die Verfügungsgewalt über die Arbeitsplätze haben sollte. Am Ende dieses Streites stand nicht die wirtschaftliche Gerechtigkeit und die Befreiung der Arbeit, sondern der Bürgerkrieg.

Der Nationalsozialismus befreit die Arbeit, indem er dem Kapital die Verfügungsgewalt über die Arbeitsplätze nimmt. Er unterjocht nun die Arbeiter nicht wieder aufs neue, indem er diese Verfügungsgewalt einer Bürokratie zuerteilt. In diesem Falle wäre der Arbeit genau so das Feld zur freien Auswirkung genommen worden, wie es im Kapitalismus geschehen ist.

Der Nationalsozialismus schafft das Recht auf Arbeit. Der Staat teilt damit die Verfügungsgewalt über die Arbeitsplätze gerade nicht an sich, wodurch die Arbeit in eine neue Abhängigkeit käme. Er bricht nur die Macht des Kapitals, allein bestimmen zu können, ob und wieviel gearbeitet werde.

Im Kapitalismus galt der Satz: Kapital schafft Arbeit. Da beherrschte das Kapital die Arbeit. Für den Nationalsozialismus gilt der Satz: Arbeit schafft Kapital. Da ist das Kapital zwar nicht abhängig vom Arbeiter. Das wäre Volkseigenismus und eine leere Phrase. Vom Arbeiter ist das Kapital nie abhängig, sondern ist stets von einer Regierungselite, die vorgibt, im Namen des Arbeiters zu regieren und dabei immer in ihrem eigenen Namen handelt; mit noch stärkerer Willkür, als der Kapitalismus das getan hat. Aber von der Arbeit wird das Kapital dann abhängig. Wenn die Wirtschaft nach Durchführung des Rechtes auf Arbeit nicht mehr bestimmen kann, wieviel gearbeitet wird, dann bleibt ihr nur die reine Aufgabe, für eine möglichst wirtschaftliche Zufuhr von Gütern und Leistungsfähiges zu sorgen. Als das Kapital die Arbeit beherrschte, schränkte es die Arbeit ein, um die Herrschaft des Kapitals zu erhalten. Ist das Kapital von der Arbeit abhängig, dient es zusammen mit der Arbeit dem

ganzen Volk. das ganze Volk arbeitet, und die Wirtschaft hat dafür zu sorgen, daß die Erzeugung in keiner Gliederung sich der Gliederung des Bedarfs am besten und zweckmäßigsten anpaßt. In diesem Bemühen hilft der Staat mit seiner Wirtschaftspolitik der Wirtschaft. Er übernimmt die Steuerung der Erzeugung, die die Wirtschaft aus eigenen Kräften nicht vollbringen kann. Dieser ist in der nationalsozialistischen Agrarpolitik diese Steuerung der Wirtschaft am deutlichsten in Erscheinung getreten.

Als durch das Recht auf Arbeit die Arbeit befreit worden, dann ist jeder Lobhudelei unmöglich. Das Kapital ist von der Arbeit abhängig: es ist gezwungen, dem besten Arbeiter nachzugeben und Leistungslobne zu zahlen. Der Zwang, hochqualifizierte Arbeiter im Betrieb zu haben, sichert die Berechtigung in der Entlohnung umgekehrt besser, als noch so künstliche Tariffabkennungen.

Die Arbeit wird nicht frei, indem der Arbeiter befreit wird, sondern der Arbeiter wird frei, indem die Arbeit befreit wird. Der erste Weg führt zu Experimenten in der Wirtschaft, für die das Volk die Kosten bezahlen muß. Der zweite Weg führt zu einem organischen und gerechten Wirtschaftsaufbau: zu einer Wirtschaft, die frei ist für den Leistungswillen eines freien Volkes.

Der 1. Mai hat seine Werke erhalten durch die große Rede des Führers am 1. Mai des Jahres 1933. Mit seiner ganzen Genialität hat dort der Führer das eigentliche Problem der nationalsozialistischen Wirtschaftspolitik gepackt und seine praktische Lösung entwickelt. Er sprach nicht davon, wie die Wirtschaft des deutschen Sozialismus in ihren Einzelheiten aussehen soll. Er schilderte auch die künftige Einrichtung des Geld- und Kreditwesens nicht. Eine große Politik kann sich nicht mit Einzelheiten befassen, sondern muß sich auf einen Grundzug stellen. Die Neuordnung der Wirtschaft ist ja auch ein politisches und nicht nur ein technisches Problem. Der Führer sprach als der große Politiker und nicht als Wirtschaftstechniker. Er sagte, daß der Nationalsozialismus die Beseitigung der Arbeitslosigkeit als eine seiner vornehmsten Aufgaben betrachte, und daß er diese Aufgabe lösen werde.

Das ist die Kernfrage! Eine Wirtschaft, die die Arbeit auf die Straße wirft, ist keine Wirtschaft, sondern ein Geipenil. Die nationalsozialistische Wirtschaftspolitik befaßt sich nicht damit,

die Einrichtungen in der Wirtschaft neu zu gestalten, in der Hoffnung, daß die Arbeit dann wieder in die Wirtschaft hineingelaugt wurde. Umgekehrt läuft der richtige Weg: die Arbeit wird in die Wirtschaft hineingepumpt, damit diese überhaupt erst mal wieder zu einer Wirtschaft wird. Durch seine Arbeitsbeschaffung hat der Nationalsozialismus diesen Weg beschritten. Die Einrichtungen in der Wirtschaft passen sich den Erfordernissen an, die die neue Lage stellt. Die neue Lage ist gekennzeichnet durch die Arbeitsbeschaffung. Eine gute Politik ist die, die die größten Wirkungen hat. Die Arbeitsbeschaffungspolitik hat weitreichende Wirkungen: sie zwingt die Wirtschaft, sich umzustellen und befördert so das Wachstum des deutschen Sozialismus.

Am 1. Mai 1933 kündigte der Führer die Beseitigung der Arbeitslosigkeit an. Die praktische Folge dieser Beseitigung wird die Verwirklichung des Rechtes auf Arbeit, die Freiheit der Arbeit, und die Abhängigkeit des Kapitals von der Arbeit sein. Der Wege der Arbeitsbeschaffung ist daher schon der Grundsatz: Kapital schafft Arbeit, praktisch einzuhalten worden, indem der Staat die Arbeit ins Leben setzte, Kapital zu schaffen. Am 1. Mai 1933 hat dadurch, daß der Führer die Beseitigung der Arbeitslosigkeit ankündigte, die Geburtsstunde des deutschen Sozialismus geschlagen. Am Feiertag der nationalen Arbeit wird die Befreiung der Arbeit, von der dann die Wirtschaft und das Kapital abhängig geworden sind, gefeiert werden.

Sechs Millionen Erwerbslose fortzubringen, ist sehr schwer. Sie werden weggebracht, wie die letzten Jahre bewiesen haben. Sind aber alle deutschen Volksgenossen der Arbeitslücke zugeführt, dann ist die größte Wegstrecke zum deutschen Sozialismus schon zurückgelegt. Dann ist nur noch notwendig, Vorkehrung zu treffen, daß keine neue Arbeitslosigkeit entsteht. Wenn der Nationalsozialismus sechs Millionen Erwerbslose in den Betrieb geholt hat, ist es ihm leicht, zu erreichen, daß niemand, der in Arbeit ist, auf die Straße flieht. Wenn aber alle beschäftigt sind, hebt sich die allgemeine Lebenshaltung und der Wohlstand der Nation. Von dem Ausmaß dieser Entzerrung wird das deutsche Volk ebenso überrascht sein, wie es seinerzeit schmerzhaft überrascht war, als die Arbeitslosenzahl ihre gigantische Höhe erreichte.



GERMANIEN ZUR EISENZEIT

Von Dr. Werner Hülle

Als die goldene Zeit des Germanentums sich um die Wende zum ersten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung ihrem Ende zuneigte, standen zwei bedeutungsvolle Mächte der neu herausgehenden Epoche Pate: die Benutzung eines neuen Werkstoffes, des Eisens, und eine langsame, aber stetig wirkende Verschlechterung des Klimas.¹⁾ Beide Kräfte, die scheinbar gar nicht miteinander in Verbindung stehen, bewirkten grundlegende Veränderungen in der germanischen Welt der Bronzezeit. Der neue Werkstoff, der diesem Zeitabschnitt auch den Namen gibt, wandelte bald das Aussehen der steinernen Kultur, insbesondere der Waffen, Werkzeuge und des Schmuckes um, wenn auch das goldgleikende Metall noch immer zu Schmuck verarbeitet wurde. Die Klimaververschlechterung bewirkte – zusammen mit der natürlichen Bevölkerungszunahme eines gelinden Bauernvolkes –, daß das Siedlungsgebiet allmählich zu klein wurde. Der Boden gab für die größere Bevölkerungsmenge nicht mehr genügend Brot; wenige Missernten im an

dersolgenden Jahren genügten bei den damaligen Schwierigkeiten des Ernteausgleichs, um einzelne Stämme in bittere Not zu bringen. Es blieb keine andere Wahl: die junge Mannschaft mußte im Frühjahr aufbrechen, um sich neues Land zu erobern, um auf eigener Erde einen neuen Hausstand zu gründen. So folgte auf die goldene Zeit der Germanen eine Wander- und Kampfzeit, eine eiserne Zeit. Schon um 1000 vor unserer Zeitrechnung beginnt einer große Zeitabschnitt, den die Geschichte in seinem späteren Teil als germanische Völkerwanderung zu bezeichnen pflegt.

Die Technik der Eisenbearbeitung.

Es mag auffällig erscheinen, daß das Eisen erst später im Haushalt des vorgeschichtlichen Germanen Verwendung gefunden hat als die Bronze, die als „Legierung“ doch ein komplizierter Werkstoff ist. Aber dem Menschen der Vorzeit ist es zunächst wohl gar nicht zum Bewußtsein gekommen, daß hier eine Zusammenfassung aus verschiedenen Metallen vorliegt, da nach neuerer

¹⁾ Siehe „Schwärmungsberichte“ 2: 4 S. 111.



Unterstüßungen die ältesten Bronzen aus einem Gebiet stammen, in dem Jinn im Ausgangsmaterial des Kupfers noch erhalten ist. Erst allmählich hat er dann gelernt, dem „grünen Stein“ das Jinn zu entziehen. Vor dem Eisen bot aber die Bronze den gewaltigen Vorteil, daß man die bronzenen Stücke durch Gießen in die gewünschte Form bringen konnte, während es in der ganzen vorgeschichtlichen Zeit nicht gelang, Stängelisen herzustellen. Die Verarbeitung des Eisens geschah vielmehr ausschließlich durch Hämmern und Schmieden.

Es ist es erklärlich, daß das Eisen zunächst wenig Beachtung und Verwendung fand, trotzdem seine Gewinnung und Verarbeitung keineswegs schwieriger als die der Bronze war. Es ist deshalb auch nicht so sehr wichtig, ob das Eisen zuerst in Ägypten oder Vorderasien, in West oder Mitteleuropa auftritt und zunächst nur als Seltenheit noch im Sammel verwendet wurde. Als dann um die Jahrtausendwende das Eisen immer mehr in den Vordergrund kommt, und zwar fast gleichzeitig, etwa um 800 v. Chr. in der Nordsee, da kann der Grund dafür auch nicht irgend eine technische Neuentdeckung gewesen sein. Vielmehr müssen wir ihn darin suchen, daß die Kupfervorräte allmählich immer knapper wurden und

daß man deshalb zur stärkeren Verwendung des Eisens überging. Jedenfalls sehen wir, daß der einst blühende Bergbau in den Ostalpen plötzlich abbricht. Vollerbewegungen und Erdstöße müssen mitgewirkt haben, vielleicht hat hier auch die Klimaveränderung ihre Hand im Spiel gehabt und die Wasserhaltung der Untertagebaue unmöglich gemacht. Das Eisen brauchte nicht erst mühsam aus dunklen Schächten heraufgeholt werden. Roteisenstein und Brauneisenstein finden sich in den feinen Ablagerungen (Sanden) der Flüsse und können durch einfaches Waschen gewonnen werden. Auch das Kalksteinerz, das in kumpfigen Niederungen zu finden ist, war im norddeutschen Flachland nicht allzu selten.

Verfolgen wir einmal einen solchen Erzknoten in der Vorzeit bei seiner Arbeit, so wie sie der Syden im Siegerland, in Schlesien und Thüringen erschloß. In Lederbenteln oder geflochtenen Körben hat er die braunen und roten „Steine“ gesammelt. Am Westabhang eines Tales wird ein Einschnitt von drei bis vier Meter Länge und zwei Meter Breite ausgetrieben. Eine Lage flacher Steine, mit Lehm überstrichen, bildet als Boden des Herdes Verwendung. Darüber wird eine Kuppel

aus Lehm und Steingut aufgebaut, die durch ein Sieb aus Holzstäben gestügt ist. Oben bleibt eine Öffnung von etwa einem halben Meter Durchmesser, die sogenannte Sicht. An der Talseite des Schmelzofens werden etwa 25 Zentimeter über dem Boden des Herdes drei Düsen in den Mantel der Kuppel gebrochen, zu denen man einen besonderen, zwei Meter langen Windzufuhrkanal aus Steinplatten anlegt. Im Schmelzofen werden abwechselnd Lagen von Eichen- und Buchenholzkohlen und Eisenerz geschichtet und ein Schmelzausschlag aus Kaltbrocken. Wenn dann eines Tages ein tüchtiger Weisturm über die Walder brauste, dann war es Zeit, den lodernden Feuerbrand in den Rachen der Ofen zu stoßen und den Flammen die Arbeit des Schmelzens anzuvertrauen. War das Feuer herabgebrannt, dann wurde der Ofen aufgebrochen und die sogenannte L u p p e herausgeholt. Durch wiederholtes Schmelzen und Hämmern wird sie von den Schlacken befreit und entweder sofort verarbeitet oder in einer bestimmten Form, der sogenannten M a l l e l, verhandelt.

Für besondere Zwecke mußte das Eisen auch noch gehärtet werden, besonders die Schneiden der Schwerter und Dolchklungen erfuhren eine solche Behandlung. Auch hier half man sich wie bei der Bronze mit Schmieden und Hämmern. Eine Neuerfindung war das Schmieden im Gelecke, d. h. das Hineintreiben in eine feste Form. Besonders kunstfertige germanische Schmiede brachten es zur Meisterhaft im sogenannten D a m a s - z i e r e n der Klungen, d. h. im Zusammenschweißen von weichen und harten Blättern. Verwandt damit war die ebenfalls geübte Technik der L a u f s c h i e r u n g, bei der Silber- oder Goldfäden in das Eisen eingebämmert wurden, meist in perlstichen Ornamenten. Sogar ein chemischer Vorgang, das Ätzen eines Ornamentes mit Hilfe eines säurebestandigen Wachses, war bei den Ostgermanen schon bekannt.

So ist es nicht verwunderlich, daß die Schmiede im Volksglauben als besonders geschickt und mit geheimnisvollen Kräften begabt galten. Wie I a n d b e r S c h m i e d ist eine jener sagenhaften Gestalten. Er besaß soviel geheimes Wissen, daß kein Herz nicht mehr ohne ihn auskommen konnte. Er ließ ihm die Sehnen seiner Füße durchschneiden, damit er ihm nicht entziehen konnte. Aber Wieland läßt sich nicht beugen: er scharft sich Flügel, und „wie ein Schwarm aus dunklen Flu-

ten, fleg der Held empor“. So wurde Wieland zum Symbol der uralten Sehnsucht des germanischen Menschen, der auch aus der tiefsten Not sich aus eigener Kraft zum Flug in die Höhe erhebt.

Der germanische Ausgriff nach Osten.

Um das Jahr 1000 vor unserer Zeitrechnung waren die Germanen schon überall, besonders im Westen und Osten, aus ihrer alten Heimat im westlichen Mitteleuropa vorgeedrungen.¹⁾ Gerade im Osten lockte sie neues Siedlungsland; kein Gebirgswall versperrte hier den Wanderweg, soweit das Auge schweifte, war endlose Weite zu sehen. Sanft gewellte Hochflächen boten günstige Siedlungsmöglichkeiten besonders an den Rändern der von Flüssen durchzogenen weiten Talauen.

So ganz ungerührt waren diese Wanderzüge damals nicht. Wenn im Frühjahr die junge Mannschaft, die sich zumeist aus den jüngeren Bauernsöhnen zusammensetzte, bei denen aber auch schon mancher Weib und Kind auf einem hohen vierradrigen Wagen mitfuhrte, auswanderte, so zogen sie einem dunklen Schicksal entgegen.²⁾ Wohl waren sie zunächst gegen die dringendste Not gesichert durch die Vorräte, die sie an Getreide und Vieh mit sich führten, aber es lauerten mancherlei Gefahren am Wege. Die gewaltigen Urstromtäler Ostdeutschlands mit ihren Seen, Feuchten und Moorflächen waren nur an wenigen Stellen zu überschreiten. Gerade diese Stellen waren aber von den ehemals allsehberrschenden Bewohnern Ostdeutschlands, den Trägern der sogenannten lausitzischen Kultur, durch gewaltige Befestigungen aus Holzpalisaden und Erdwällen besonders gesichert. Es waren dies slawische Völkerstämme, die ihrer Herkunft nach nichts mit Elaren oder Wenden zu tun hatten, sondern die schließlich infolge der germanischen Angriffe im Norden und Westen, der keltischen im Südwesten und der klythischen im Süden, fast ganz Ostdeutschland räumten. Manche kriegerische Auseinandersetzung mag sich an solchen strategischen Punkten abgespielt haben. Sieg oder Untergang war die Parole für den Angreifer. Leider hören wir auch schon damals von marodem Bruderkrieg germanischer Stämme. Die weite Ausbreitung über die ausgedehnten Ebenen Ost-

¹⁾ Siehe Karte „Schulungsbriefe“ II 4 S. 3.

²⁾ Siehe Abbildung, Seite 152, 153.

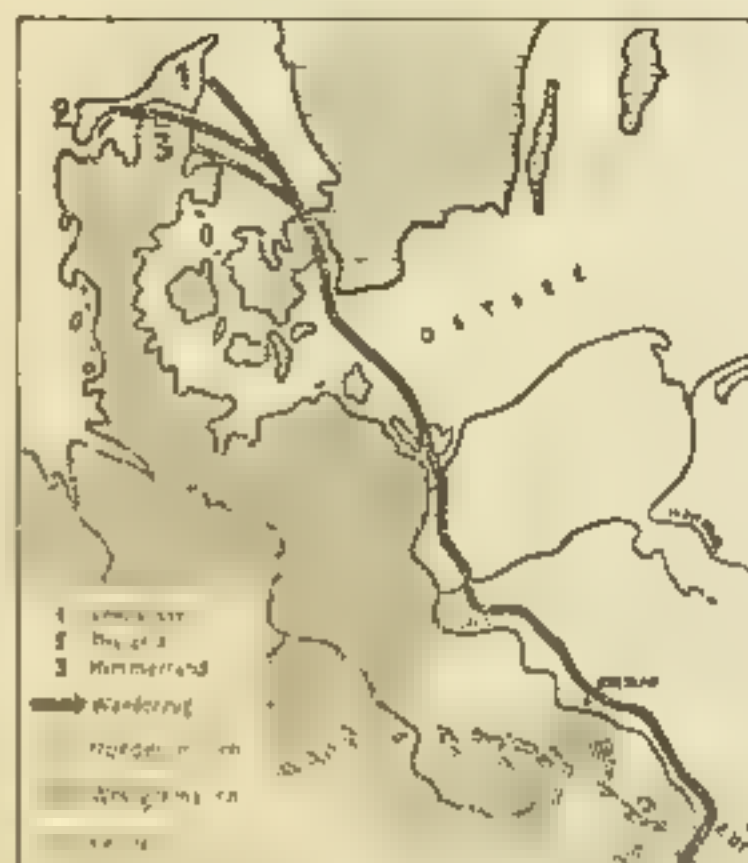
deutschlands hatten es mit sich gebracht, daß allmählich sich Unterschiede in Sprache, Sitte und Brauch zwischen den einzelnen germanischen Stämmen bemerkbar machten. Sie werden in der Sprache kaum größer gewesen sein, als etwa die heutigen Unterschiede zwischen einem Bayern und einem Niederdeutschen. Aber sie genugten doch, um die Stimme des Blutes zu übertönen. So geschah es nicht selten, daß ein germanischer Stamm dem anderen die fruchtbaren Äder streitig machte und viel edles germanisches Blut in nordenrischen Bruderkampf unnah gelassen.

Die frühgermanischen Wanderungen: Vastaren und Skiren.

Es ist das Verdienst des Altmeisters der germanischen Vorgeschichte, **Gustaf Kossinna**, daß er mit Hilfe der Bodenfunde die Wanderungen der germanischen Stämme nach Osten darzustellen versuchte. Durch den Ausbau seiner Forschungsweise ist es gelungen, heute schon eine ganze Anzahl solcher Wanderungen im einzelnen zu verfolgen.

Am Ende der Bronzezeit sondert sich in dem Gebiet an der unteren Weichsel eine Kultur vom germanischen Heimatland deutlich ab, die sich bald auf dem Kolonialboden kräftig entwickelt. Ihre Träger sind die Ostgermanen. Das Heimatgebiet dieser **Ostgermanen** lag im östlichen Hinterpommern, westlichen Westpreußen und nordwestlichen Polen. Zwischen 800 und 650 vor unserer Zeit ist hier eine starke Bevölkerungszunahme in den Graberfeldern zu beobachten. Eine besondere Sitte der Totenbestattung erregt unsere Aufmerksamkeit: die Asche des Toten wird zuweilen in einem Gefäß beigelegt, das deutlich ein menschliches Gesicht darstellen soll. Die Ausführung ist dabei sehr verschieden: von Formen, bei denen nur Augen und Nase angedeutet sind bis zu kleinen Kunstwerken, die so lebendig sind, daß man an Porträtähnlichkeit denken kann. Da sich häufiger auch kleine Bronzeringchen an den Ohren und eingetriebene Schmuckdarstellungen auf dem Gefäßkörper finden, mit deren Hilfe man deutlich Männer- und Frauendarstellungen unterscheiden kann, ist es möglich, daß es sich bei diesen Gefäßformen um Darstellungen der Verstorbenen handelt.

In anderen germanischen Gräbern dieser Zeit, die durch die gleichartige Bestattung in einer so-



Wanderung der Kimbri und Teutonen im 1. Jahrh. v. Chr.



Ostgermanen im 1. Jahrh. v. Chr.

genannten **Steinfist** sich sofort zu erkennen geben, wurde die Nähe des Toten in Urnen verwahrt, die ein Haus nachbilden. Wir nennen sie deshalb **Hausurnen**. Auch die Formen dieser Häuser sind verschieden: neben Rechteckhäusern treten Rundhöfen auf. Durch Vergleiche mit den durch den Spaten bekanntgewordenen Häusern des Lebenden hat man erweisen können, daß dabei meist Speicher- oder Vorrathshäuser nachgebildet wurden.¹⁾ Wie ein Blitzstrahl erhebt eine solche interessante Tatsache das Dunkel, das sich über die Vorstellungen unserer Vorfahren vom Jenseits gelegt hat. Sie ist ein greifbarer Beweis dafür, daß unsere Vorfahren den Glauben an eine unsterbliche Seele befaßten haben.

Etwa zwischen 850 und 900 vor unserer Zeit erweitert sich das Siedlungsgebiet der Frühgermanen beträchtlich; nach Osten zu besetzen sie die westlichen Teile von Ostpreußen einschließlich Samland, nach Süden und Südosten nehmen sie den Trägern der Lausitzer Kultur Posen, die nordöstlichen Teile von Kongreßpolen, Niederschlesien und Teile von Mittelschlesien ab. In diese Zeit gehört die schon erwähnte Zerstörung der lausitzischen Wehranlagen, vielleicht findet aber auch da und dort eine Vermischung mit dieser Bevölkerung statt. Auch die Bestattungsstätten erfahren eine Änderung; neben das Steinfistengrab tritt das sogenannte **Blockengrab**, bei dem ein großes Tongefäß umgekehrt über die Graburnen, gleichsam als Schutz, gedeckt wird. Zwischen 500 und 300 verschiebt sich auch das Schwergewicht dieser Kultur nach dem Süden, nach Schlesien, Posen und Kongreßpolen.²⁾ Deutlich können wir an den Funden zwei verschiedene Wanderwege erkennen, die von hier aus nach Süden führen: ein Weg geht von der Weichsel über den Bug zum Dnjestr und Schwarzen Meer, ein anderer führt quer durch Südwestpreußen zum mittleren Dnjestr und ebenfalls zum Schwarzen Meer. Im Stammgebiet hören die Funde dagegen um 300 v. d. Zt. auf, die Neilegung der großen Friedhöfe bricht um diese Zeit überall ab. Wir können diese Vorgänge nur so deuten, daß wir hier eine **Wanderung von germanischen Stämmen** annehmen, die von Ostdeutschland aus

bis zum Schwarzen Meer über Tausende von Kilometern gegangen ist.

Auch die Namen dieser ostgermanischen Stämme können wir festlegen, die als erste diese ungeheure Leistung vollbracht haben: es waren die **Vasaren** und **Estren**. Schon ihre Namen sind wichtig, denn sie sagen uns etwas über ihre rassistische Zusammensetzung aus Vasarne im offenbar dasselbe wie Vastard, d. h. also „Mischung“, während im dem Namen der Estren ein ähnliches Wort wie „idner“, d. h. also „rein“, enthalten ist. So erfahren wir schon aus den Namen, daß der eine Stamm offenbar unterwegs sich vermischte mit fremden Bevölkerungsanteilen, während der andere sich rein erhielt. Um 200 v. d. Zt. werden die Vasaren von einem griechischen Schriftsteller als „Antomulunge“ am Schwarzen Meer bezeichnet, es ist eine der ersten Erwähnungen der Germanen in dem antiken Schrifttum überhaupt. Dort an den fruchtbaren Ufern des Schwarzen Meeres hatten die handelsbesessenen Griechen blühende Kolonialstädte angelegt. Die Vasaren waren bald gefürchtete Nachbarn dieser griechischen Kolonialstädte, und eine von ihnen, die Stadt Olbia, mußte ihre Wälle in aller Eile ihre Stadtmauern in Stand setzen lassen, wie uns eine Inschrift erzählt.

Von den sonstigen Schicksalen der Frühgermanen im Südostland wissen wir noch verhältnismäßig wenig. Eine Zeitlang kämpften sie auf Seiten der Makedonier gegen die Thraker und Römer, dann vertrieb ein Teil der Vasaren südlich des Balkan im heutigen Bulgarien sich niederzulassen. Dort wurden sie im Jahre 29 zusammen mit den Metern und Meten und später noch einmal von dem Prokonsul Crassus mit List und Verrat geschlagen und teilweise vernichtet. Ein großes Siegesdenkmal des Prokonsuls bei Adamklissi in der Dobrudscha berichtet uns von diesem Siegen und hat uns zugleich eine Reihe von Darstellungen der Vasaren überliefert. Da sehen wir die schön gewachsenen Germanengestalten mit dem kennzeichnenden Haarknoten, den langen Hosen und mit ihren hohen zweirädrigen Karren dargestellt, sogar es eben die Steinmeyer des römischen Heeres meißeln konnten. Auch die griechischen Künstler haben damals diese schmalgesichtigen feingliedrigen Germanen modelliert, wie uns wenigstens ein erhaltenes Marmorköpfchen bezeugt. Wie ersieht daraus,

¹⁾ Siehe Abbildung.

²⁾ Siehe Karte.

dass, wenn diese frühgermanischen Stämme auch als Eroberer auftraten, sie doch auch den Griechen Abzug abnötigten.⁶⁾ Ihre Zahl war offenbar zu schwach, als dass sie sich in Sudrußland schon hätten behaupten können, aber es erfüllt uns doch mit Bewunderung, dass germanische Stämme schon so früh den weiten Wanderweg zum Schwarzen Meer beschritten haben.

Wandalen, Burgunden und Rugier.

Nach dem Abbruch der frühgermanischen Gräberfelder etwa um 300 v. d. Zt. ist in Ostdeutschland eine deutliche Siedelungsstufe zu verzeichnen, die sich erst wieder im Beginn des 1. Jahrhunderts v. d. Zt. schließt. Eine neue dichte Besiedlung tritt jetzt auf, deren Kerngebiet das mittlere Odertal, die Niederlausitz, der nördliche Teil von Schlesien bis in die Gegend von Breslau ist. Es sind die **Wandalen**, die von weither hier einwandern. Wieder sagt uns ihr Name etwas über ihre Herkunft: Die Nordküste von Änland gieß früher Wendischel, Wendel, und Kay Stagen war ursprünglich Wendischlag.⁷⁾ Die Insel Seeland wurde früher Seland genannt, und ein Hauptstamm der Wandalen waren die Silingen. So ist es sehr wahrscheinlich, dass viele neuen germanischen Stämme aus Änland und Seeland nach Ostdeutschland gekommen sind. Vielleicht hat die Nordsee mit einer gewaltigen Springflut ihnen kostbares Land geraubt, und als tüchtige Seefahrer haben sie auf ihren Schiffen über die Ostsee hinweg oberaufwärts neues Land gesucht.

Auch diese Einwanderung ist nicht ohne Kampf abgegangen, da die Wandalen in Mittelschlesien auf die keltischen Boier stießen, die schon um 400 Oberschlesien und das fruchtbare Kölligebiet zwischen Oder und Sudeten von Wöbmen her in Besitz genommen hatten. Auch der südliche Teil der früheren Provinz Polen und ein Teil des angrenzenden Kongresspolens fiel den Wandalen anheim, der östliche Teil setzte sich im sübwesentlichen Ostpreußen und dem benachbarten Polen nördlich des Warthebogens fest.

Mehrere Jahrhunderte bleiben die Wandalen in diesem Gebiet als edles Bauernvolk sitzen und wir finden sie auch bei dem von **Marbod** gegründeten germanischen Mollerkund. Besonders in Niederschlesien kann man von 200 bis 300

n. d. Zt. eine starke wandalische Besiedlung nachweisen. Einzelne östliche Stämme, so die Hasdingen, wandern schon gegen Ende des 2. Jahrhunderts in Ungarn ein. Dagegen treten in Mittelschlesien zwischen Oder und Zebien neue Gruppen auf, und zwar die schon genannten Silingen. Am dem Zebien, dem sogenannten Siling, haben diese germanischen Stämme ihr Heiligtum gehabt.

Die Kultur der Wandalen, die ganz zu Unrecht in den Verdacht besonders roher Kulturverrückter gekommen sind, ist von den unbenutzten Hölzern.⁸⁾ Die Toten werden bei ihnen verbrannt und die Asche häufig mit den Aschen des Schetterbaufens in Urnen oder sogenannten Brandgruben niedergelegt. In der Eisentechnik scheinen die Wandalen Meister gewesen zu sein; lange weißschneidige Eisenschwerter, verzierte Lanzenspitzen und halbrunde Schildbuckel legen davon Zeugnis ab. Ganz besonders verdient aber das wandalische Kunstgewerbe hervorgehoben zu werden, dessen Proben uns i. V. in den berühmten Römegräbern von Sacrau bei Breslau entgegentreten.⁹⁾ „Den Hirschen feinsten Goldschmacks in Abmessung der Form und in Schönheit der Verzierung, der an frühgeschichtlichen Kunstwerken der ersten vier Jahrhunderte überhaupt erreicht worden ist, den Glanzpunkt aller frühgermanischen Hinterlassenschaft innerhalb Deutschlands, stellen die Fibeln aus den drei Königsgräbern des schlesischen Wandalenstammes zu Sacrau bei Breslau dar“ (H. Rosinua). Neben reich mit Körnern und Fadenzier geschmückten sogenannten Dreikrollenfibeln von edler Formgebung fanden sich in einem Grab acht halbmondförmige Goldanhänger, die einen wunderbaren Holschnitt bildeten.

Kurz nach dem Übertritt der Wandalen auf die südliche Ostseeküste folgten ihnen von Schweden und Bornholm kommend die **Burgunden**. Sie treiben einen Keil zwischen das ursprüngliche wandalische Siedlungsgebiet, so dass die wandalische Gruppe im südlichen Ostpreußen fortan für sich selbst weiter besteht. Der alte Name von Bornholm „Burgundarholm“ weist uns deutlich auf das Heimatgebiet der Burgunden hin. Die Abnahme der Grabfunde in dieser Zeit

⁶⁾ Siehe Abbildung.

⁷⁾ Siehe Karte.

⁸⁾ Siehe „Schulungsbrief“ S. 1934.

⁹⁾ Siehe Abbildung.

auf Bornholm und der angrenzenden schwedischen Küste und die gleichartige Bestattungsweise, das sogenannte Brandgrubengrab dieses und jenseits der Ostsee, stimmen damit gut überein. Die Störströmung der Eingewanderten ging zum nördlichen Hinterponieren und Westpreußen, von da breiteten sich die Burgunder nach Süden und Südosten aus. Durch das westpreussische Weichsel-land drangen sie in den nördlichen Teil von Polen und das nordwestliche Kongeresspolen sowie in die Neumark ein, wo wir überall burgundische Brandgrubengräber finden.

Etwas zu derselben Zeit, als die Burgunder zu Beginn des letzten Jahrhunderts v. u. Zt. einwandern, erscheinen im Gebiet der unteren Weichsel die *Mugier*. Von weither trugen sie ihre Schiffe. Rogaland, Rugerland lag im südwestlichen Norwegen, auch sie wird der „Zimbulwinter“ aus ihren nördlichen Eichen vertrieben haben. Auch sie versuchen sich neben den früher eingewanderten Stämmen Siedlungsland zu verschaffen. Die Burgunder weichen allmählich nach Süden aus. Im 3. Jahrhundert ist die burgundische Westgrenze in der Nähe von Berlin und zahlreiche burgundische Funde sind in der Nieder- und Oberlausitz sowie im östlichen Mitteldeutschlands festzustellen. Zeitweise wandern die Burgunder schon im dritten Jahrhundert durch Mitteldeutschland nach Westen hin aus, denn schon am Ende dieses Jahrhunderts erscheinen sie in der Maingegend. Um 370 erfahren wir von heftigen Kämpfen zwischen Burgundern und Alemannen um die Salzquellen bei Schwäbisch Hall. Mit den Burgundern zusammen überschreiten um 406 die Wandalen, deren Hauptmasse ebenfalls nach Westen gewandert ist, den Rhein, um in Gallien einzufallen. Ein Teil der Wandalen, besonders offenbar die Silingen, sind allerdings in der Heimat zurückgeblieben, sie haben sogar bis zur Einwanderung der Slawen sich gehalten.

Die Goten und Gepiden.

Eine ganz besondere Stellung in den frühen Wanderungen der germanischen Stämme, die alle aus dem Mutterboden des Nordens ausgehen, nehmen die *Goten* und *Gepiden* ein. Während nämlich die bisher genannten ostgermanischen Stämme alle im wesentlichen westlich des Bug bleiben und durch Pommern und Westpreußen, Westpolen und Schlesien nach dem

Kreuzungspunkt der Oder und der Weichsel mit der March ziehen, haben die östlichen Stämme, die *Goten* und *Gepiden*, von vornherein eine andere Störströmung. Ihre Heimat lag wahrscheinlich in Öst- und Westerdalaland, von da zogen sie über die Insel Gotland zur gegenüberliegenden Küste, d. h. also an die Küste zwischen Wenden, Libau und Memel. *Jordanes*, der Geschichtsschreiber der Goten, der ihre alten Heldenlieder als Quellen noch zur Verfügung hatte, berichtet von drei Schiffen, die damals hintereinander gekommen seien. Man vermutet, daß damit drei Stämme der Goten gemeint waren. Die letzten, die ankamen, waren die *Gepiden*, die dann die *Mugier* aus ihren Eichen am Weichseldelta vertrieben. Im Gegensatz zu den anderen ostgermanischen Stämmen verbrannten die Goten ihre Toten nicht.

Am Ende des zweiten Jahrhunderts beginnt die Abwanderung der Goten aus Dänemark, besonders aus Samland und Mäntzen. *Jordanes* berichtet uns in außerordentlich anschaulicher Weise von dieser Wanderung. Sie kommen dabei an einen Fluß, der von schwankenden Sandbänken und bodenlosen Untiefen umgeben war. Die ganze Gegend erschien ihnen völlig wasserlos und unfahrbar. Eine Brücke oder Brückenstraße, eine Art Knievelldamm, wird gebaut, aber es ereignet sich dabei ein großes Unglück. Als die Heer Massen die Brücke passiert hatte, stürzte sie zusammen. Dieses wasserlose Sandgebiet kann nur das Pripyet-See in Polen gewesen sein. Die Wanderung von der Memel her führte die Goten durch die Pripyetumpte, es ist derselbe Weg, auf dem schon über zwei Jahrtausende früher die indogermanischen Wanderzüge nach dem Südosten gegangen waren¹⁴⁾.

Nach der Überschreitung dieses polnischen Sandlandes kommen die Goten an einen gewaltigen Fluß, in dem wir unüberwindlich den Dnepr erkennen können. In diesem Flußgebiet erreichten sie *Oum*, das *Auenland*, ein fruchtbares Auenland mit großem Reichtum an Früchten, Wild, Geflügel und Fischen. Damit ist sicherlich das fruchtbare Waldsteppengebiet *Sud. marshes* gemeint, das sich zwischen dem Mittellauf des Dnepr und Don ausbreitet.

In diesem fruchtbaren Gebiet verweilten die Goten einige Zeit und hier trat auch langsam eine

¹⁴⁾ Siehe „Schulungsblätter“ II, 3. Folge, S. 82.

Spaltung ein, die wir als die Trennung in Ost- und Westgoten bezeichnen können. Die Ostgoten dringen früh in das unendlich weite südrussische Steppengebiet ein und richten ihr Hauptaugenmerk auf die Sicherung der östlichen Grenzen und die Eroberung der Halbinsel Krim. Sie werden dabei von den wilden Hérulern unterstützt, die sich östlich vom Don am Kiewischen Meer als Prellbock gegen die östlichen Nomadenvölker aufstellen lassen, ein Vorgang, der erst viel später in der Geschichte in der Versplanzung der Kosaken als Grenzwehr gegen die Turlen eine auffallende Parallele hat.

Die Westgoten setzen dagegen alles daran, die Länder westlich vom Bug, Dniestr, Pruth und Sereth zu erobern. In mannigfachen Kämpfen mit den Römern erreichen sie schließlich, daß vom Jahr 280 ab die Donau die Nordgrenze des römischen Reiches wird. Mit den vandalischen Hasdingen bilden sie später ein gewaltiges Westgotenreich.

Die Ostgoten erreichen um 200 das Nordufer des Schwarzen Meeres. Wie vorherigen Vandalen und Skiren, erobern auch sie die griechischen Kolonialstädte und wir hören von kühnen Kapereinfällen auf dem Schwarzen Meer. Auch nach dem Osten und Norden behnt sich das Gotenreich gewaltig aus. Ein glänzender germanischer Reichshand in Südrußland. Unter dem letzten ostgotischen König Ermanarik vereinigte die staatsbildende Kraft der Germanen alles Land zwischen Karpaten und Ural, zwischen Ostsee und Schwarzen Meer, in einer Hand. Das ist eine Ausdehnung, die das europäische Auswand erst wieder in der Neuzeit erreichen konnte.

Natürlich spiegelt sich der Glanz dieses gewaltigen Königreiches auch in den Bodenfunden wider. Besonders am Rand der Waldsteppe, in der Gegend von Kiew, Tschernikow und Poltawa, ist ein großes Zentrum ostgotischer Kultur gewesen. Ebenso läßt sich ein Wandersitzum durch die Waldsteppen Zentralrußlands nach dem Osten, und ein zweiter durch das Wolgastieppengebiet zur Kama bis an den Westabhang des Ural feststellen. Offenbar war der Pelzreichtum dieser Gebiete der Anreiz zu ihrer Besiedlung.

Die reichen Grabfunde zeigen etwa seit dem 3. Jahrhundert den Glanz der durch künstlerisch

wertvolle Stücke ausgezeichneten spätgriechisch-germanischen Materialkultur. In Südrußland, im östlichen Rumänien, in Österreich, Ungarn und Schlesien macht sich dieser gotische Kunststrome bemerkbar, selbst nach Mitteldeutschland reicht er herein. In Skandinavien bildet sich unter seinem Einfluß ein ganz neuer Stil heraus. Man muß sich wohl vorstellen, daß alle diese prächtigen Schmuckstücke in Goldschmiedewerkstätten entstanden sind, die an die Höfe von vornehmen Fürsten geknüpft waren. Daraus erklären sich die oft erstaunlich weiten Wanderungen, die solche Schmuckstücke gemacht haben, und die gleichmäßige Fortentwicklung ihrer Form. Viele technische Neuerungen werden von diesen germanischen Goldschmieden aufgenommen: wunderbare Filigranarbeiten, die Verzierung mit Halbedelsteinen in aufgeloteten Zellen, der Keilschnitt und die Tierkopferverzierung, das eingepreßte Sternornament, Silber- und Goldblechfibeln. Aber man muß dabei auch feststellen, daß alle diese Neuerungen nur deshalb von den germanischen Künstlern übernommen wurden, weil sie dem germanischen Kunstempfinden entsprachen, das in der materiellen Belebung der Flächen eine ureigene künstlerische Veranlagung zum Ausdruck brachte. Von den naturalistischen Darstellungen des griechischen Stiles hat dagegen so gut wie nichts Aufnahme gefunden.

Aber nicht nur im Stofflichen Wesen hat dieser gewaltige germanische Angriff nach Osten neue Anregungen gebracht, auch in der geistigen Kultur können wir verfolgen, wie manches Neue artgemäß verarbeitet wird. So wird vermutet, daß damals die Runenschrift von einem keltischen Kreis gebildeter Goten zuerst in Anwendung gekommen sei. Es ist dabei allerdings darauf hinzuweisen, daß die Entwicklung einer Schrift im Norden durchaus schon früher vorbereitet war. Die bronzezeitlichen Felsbilder sind ja schon eine Art Bilderschrift, aus anschaulichem Denken geboren. Aber die eigentlichen Runenzeichen treten erst etwa am Ende des 2. Jahrhunderts n. d. Zr. in den Funden auf. Besonders Lanzenspitzen aus Eisen werden fest mit diesen Runen gezeichnet, die älteste stammt aus einem norwegischen Brandgrab von Devre Stabu im Kristiansamt. Neuerdings ist auch auf einem vandalischen Gefäß in Schlesien eine Runenschrift entdeckt worden, das dem 3. Jahrhundert

angehört. Auf einem *Speer* von *Müncheberg* im Oßgebiet der Mark Brandenburg fand sich eine Runeninschrift in Silber, die „*Ranja*“ oder „*Ranninga*“ heißt, daneben sind heilige Zeichen, z. B. Blitzzeichen und eine Mondichel dargestellt¹⁾. Auf einer germanischen Lanze aus Wellbunten sehen wir neben einer Runeninschrift, die die einsilbige „*Alarids*“, d. h. trefflicher Reiter, lautet, Blitzzeichen, Sonnen und Mond und das walte indogermanische und germanische Weltzeichen, das *Hakenkreuz*. Sicherlich hat der Benutzer dieser Lanze eifrig seine wichtige Waffe, von deren Erfolg für ihn alles abhing, damit unter den Schutz höherer Mächte stellen wollen. Wenn wir uns dabei erinnern, daß in der nordischen Mythologie der Speergott *Odin* als der Erfinder der Runen gilt, so haben wir hier einen interessanten Zusammenhang aufdecken können. Vielleicht mag diese Gestalt *Odins* auf den langen Wanderzügen der Ostgermanen manche fremdartige Züge angenommen haben, aber sicherlich steckt auch ein alter Kern in seiner Gestalt, da wir den Speergott schon auf den Felswandbildern der Bronzezeit abgebildet finden.

Auch eine fremde Religion konnten wir in dieser Zeit ihren Einzug halten sehen: das *Christentum*, und zwar in der sogenannten arianischen Form. Die Ostgoten waren auf ihren Zügen nach Kleinasien mit der neuen Heilslehre bekanntgeworden, auch sind Sklaven von dort nach Byzanzland verschleppt worden. Schon im Jahr 325 haben die Krimgoten einen Bischof auf das Konzil von *Nikäa* gesandt. Der berühmteste gotische Bischof war *Wulfila*, dessen Verfahren aus Kappadokien stammten und der im 340 zum Bischof gewählt wurde. Ihm verdanken wir die älteste *Bibelübersetzung*, die als Sprachdenkmal von unschätzbarem Wert ist. In der Mitte des 4. Jahrhunderts hat das Christentum vornehmlich durch sein Wirken bei den Ostgoten etwas fester Fuß gefaßt, von da drang es auch zu den Westgoten, Rugiern und Burgunden, im 4. und 5. Jahrhundert auch in der arianischen Form nach Deutschland.

Der Zusammenbruch der ostgermanischen Reiche.

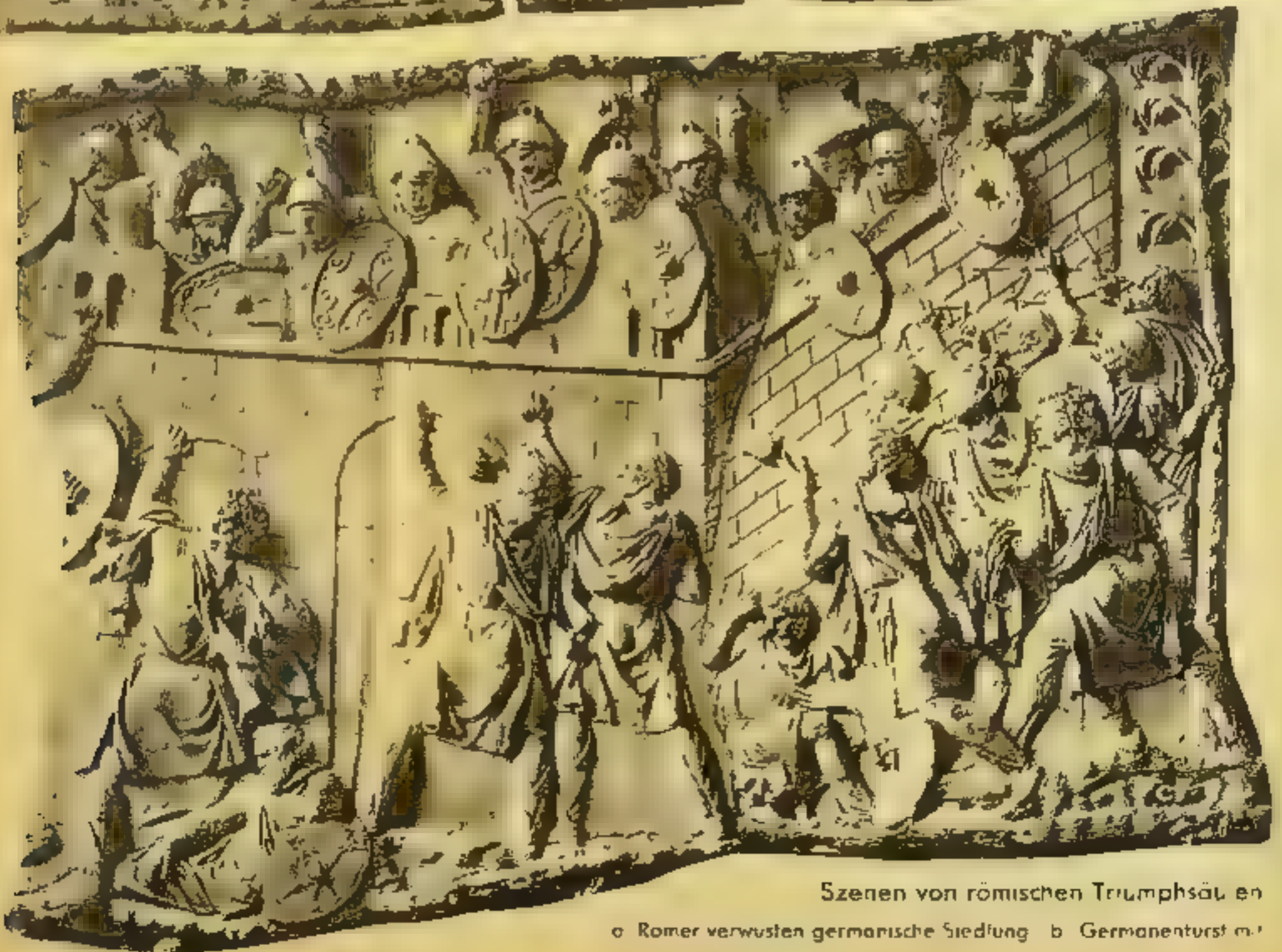
Im Jahr 375 erleidet dieses blühende ostgotische Reich den Todesstoß. Wilde Reitermassen,

Hunnen genannt, eine aus verschiedenen Völkern bestehenden zusammengeworfene nomadische Volksmasse, überrannten die dünne germanische Oberschicht. Schon 20 Jahre zuvor hatten sie die den Ostgoten benachbarten Alannen niedergeworfen, und führten sie sich gemeinsam mit ihnen auf das gotische Reich. Durch ihren Sieg hat der Nomadismus der Steppe sich sein Gebiet zuverleibert. Sicherlich waren die Goten in der ihnen fremden Umgebung durch allerlei Einflüsse körperlicher und seelischer Art verweichlicht, aber der Hauptgrund für diesen Sturz aus stolzer Höhe war doch, daß sich dieses Bauernvolk nicht in der Steppe halten konnte. Dazu war es zahlenmäßig noch zu gering, um sie genügend zu besiedeln. Bezeichnenderweise hielten sich ein Teil der Heruler noch längere Zeit auf der Halbinsel *Krim*, wo die Waldsteppe sie aderte. Am Ende des 18. Jahrhunderts hat ein deutscher Reisender namens *Buchholz* noch Reste ihrer Sprache aufzeichnen können.

Wie eine gewaltige Springflut brach der Ansturm der Nomaden nach dem Zusammenbruch des Ostgermanenreiches nach Westen, zu den Westgoten und anderen germanischen Stämmen; erst im Herzen Galliens kam der bannische Vorstoß zum Stillstand. Und immer wieder stürzten neue Völker dieser Art heran, meist waren sie türkschen oder mongolischen Ursprungs. Den Hunnen folgten die *Awaren*, *Bulgaren*, *Magyaren* u. a. m., und in Ungarn, das mit seinen weiten Grassteppen, den *Pulken*, diesen nomadischen Völkern günstige Lebensmöglichkeiten bot, bildete sich ein zweiter Mittelpunkt dieser Reitervölker. Die Einfälle der Magyaren beunruhigten bis in die Mitte des 10. Jahrhunderts die mittel- und westeuropäische Kultur; erst auf dem Lechfeld wurde im Jahr 955 diese Gefahr endgültig gebannt.

Aus ganz Ostmitteleuropa begannen die germanischen Völkersämme damals abzuwandern. Die Gründe dafür sind verschieden: neben dem schon erwähnten Nomadenanstrom war es auch der Zerfall des römischen Weltreiches, der den Ehrgeiz mancher Stammesführers wachrief. Unablässig zog der Süden diese wandernden Stämme an, unanfechtbar lockte die Fruchtbarkeit dieses Landes. Immer wieder brach die staatenbildende organisatorische Kraft der Germanen durch und schaffte dieses und jenes glänzende Reich, aber immer wieder birgt es auch den Todeskeim in sich, wenn die Ausdehnung über ein zu großes Gebiet

¹⁾ Siehe Abb. S. 2.



Szenen von römischen Triumphsäulen

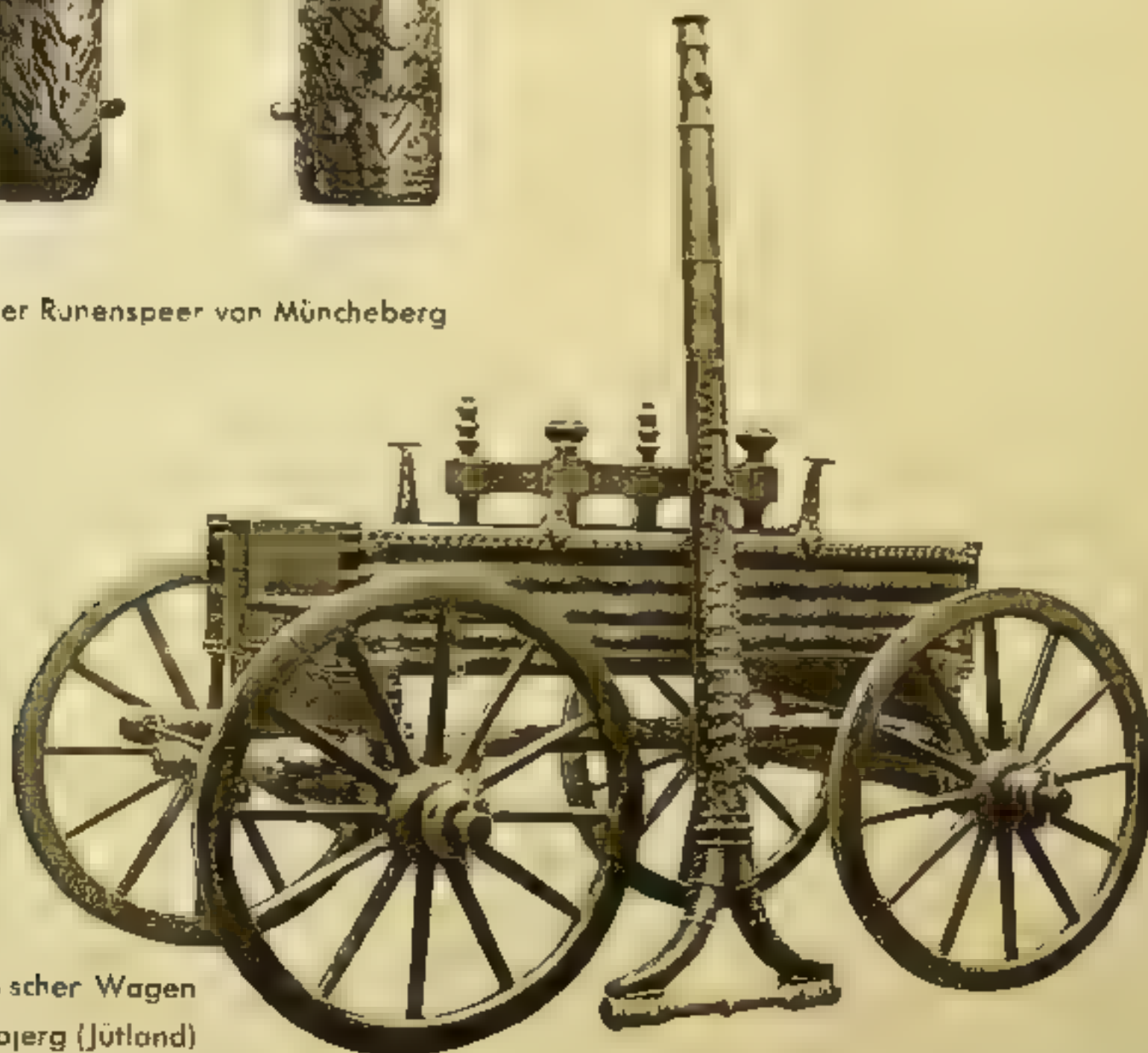
a) Römer verwüsten germanische Siedlung b) Germanentrost mit
Gefolge c) Germanischer Angriff auf eine römische Befestigung



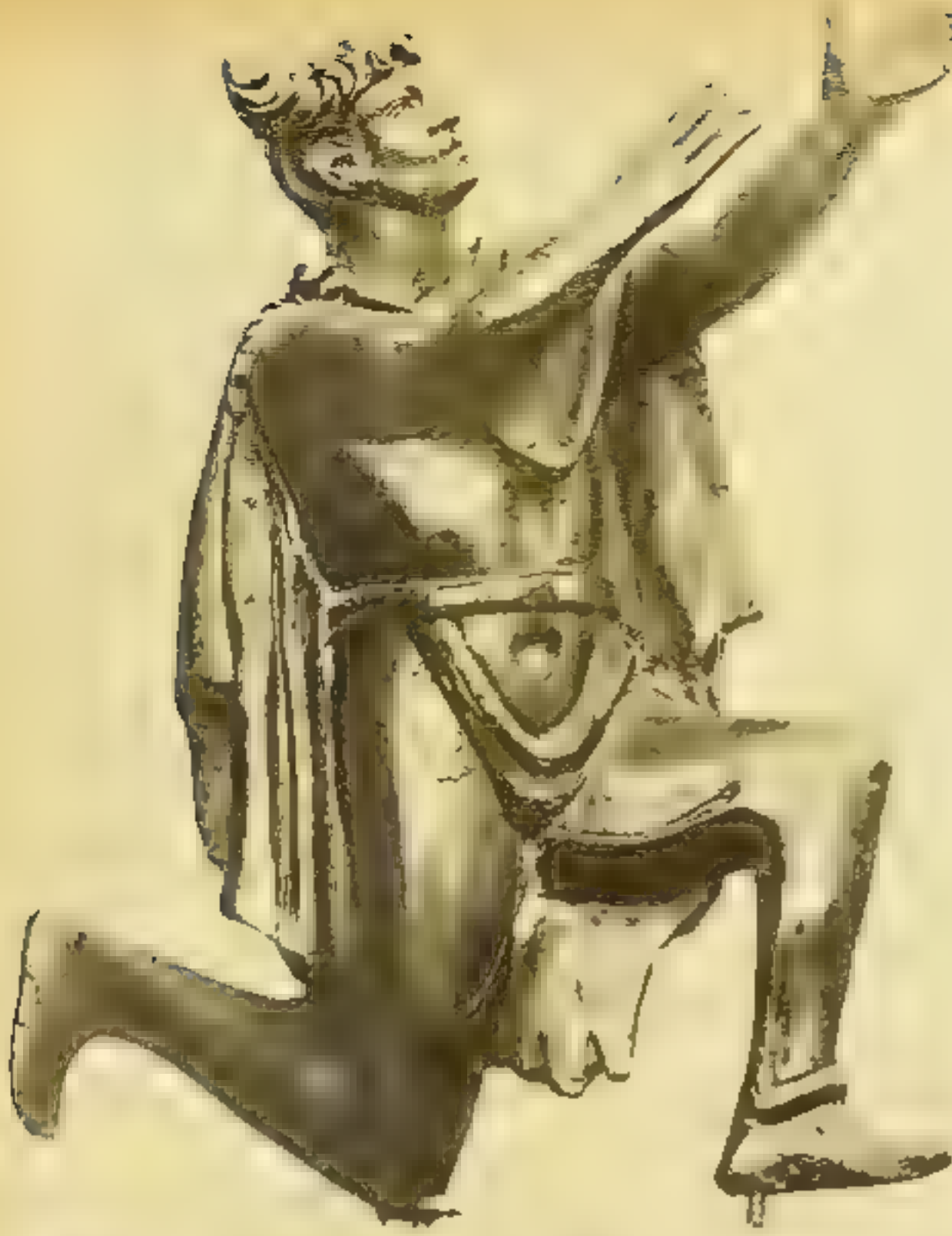
Der Runenspeer von Müncheberg



Germanischer Eimer (Sacrau)



Germanischer Wagen
von Dejbjerg (Jütland)
4. Jahrhundert vor Chr



Knieender Germanenjüngling
(Antike Bronzestatue, etwa Originalgröße)



Haus- und Gesichtskannen, 6. Jahrhundert vor Chr.



Verwundeter Basterne (Antike Marmorplastik)



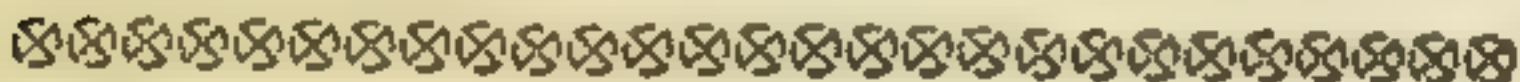
Goldschmuck aus den Königsgräbern

von Sacrau
(Schlesien)

4. Jahrhundert n. Chr

reicht und zu verschiedenartige Kräfte zu einem solchen Reich zusammenzufügen werden. So ist das Erbe des in altertümlich abendliche aus, Mitteleuropa und Teile von Mitteleuropa, ehemals von germanischen Siedlern durch Jahrhunderte bewohnt, sind schließlich nichtgermanischen Stämmen zur Besiedlung überlassen worden. Slawische Völkerstämme, zusammen mit den nomadischen Avaren, besetzten langsam das freigewordene Gebiet, lautlos, kampflös, fast spurlos breitet sich von Osten her dieses Volk in Ostpreußen und in einem Teil Mitteldeutschlands aus. Gewiss sind da und dort germanische Horde geblieben, manche Germanen mochten an Bauern daselbst auf ertragreicher Scholle einem abenteuerlichen Kriegszug nach fernen Ländern vorgezogen haben, und in Schlesien, in Böhmen und an der Ostseeküste können wir solche Reste auch in den Lebensfunden nachweisen. Aber der germanische

Charakter dieses Gebietes ging damals verloren. Mehrere Jahrhunderte später erkannte der aus dem slawischen Blute stammende Heinrich I. die überragende Bedeutung des Raumes, und der planmäßige deutsche Vorrück nach Osten, den er vorbereitete und den seine Nachfolger immer fruchtbarer durchführten, beendeten die slawische Episode an deutschem Boden. Freilich darf, konnte jenes gewaltige Gebiet nicht mehr unbedröht werden, das einst in germanischem Geiste sich beband. Der Ausgriff nach Osten, der eine ungeahnte Möglichkeit bot, wurde abgelöst von einer planmäßigen Ostkolonisation, die auch heute noch eine der brennendsten Aufgaben des Reiches ist. Denn nur der Bauer kann auf dem Pflug das Land halten, das der Krieger mit dem Schwert erobert hat.



DER KAMPF UM DEN RHEIN

Von Dr. Rudolf Stampfuß

Große rheinische Geschichtswerke beginnen ihre Ausführungen über die Geschichte der Rheinlande in der Regel mit der Zeit der römischen Fremdherrschaft, in der unsere Heimat angeblich zum erstenmal „im hellen Licht der Geschichte erscheint, die mit den Laten Julius Caesar“ verknüpft ist. Hier zeigt sich ein verhängnisvoller Duktus der landläufigen Geschichtsauffassung, die das Römertum und überhaupt alles Römische zum Maßstab für die deutsche Geschichte nimmt. Den Neumanntentum, der in seiner einseitigen Annäherung zum „klassischen Bildungsideal“, in der Verachtlichmachung des eigenen Volkstums die schlimmsten Mängel nationaler Würdelosigkeit gestrichen hat, trifft der Vorwurf, daß er durch seine einseitige Sicht auf die Kulturen der Mittelmeerländer und ihre bedingungslose Verherrlichung bis jetzt den Weg für das Verständnis der volkischen Eigenart unserer germanischen Frühgeschichte versperrt hat.

Demgegenüber lehnt die nationalsozialistische Vorgeschichtsforschung das Römertum als Maßstab für die Wertung unserer deutschen Frühzeit mit aller Entschiedenheit ab und verlangt, ganz besonders im Westen unseres Vaterlandes, die Darstellung germanischer Geschichte von unserem völkereigenen, deutschen Standpunkte aus.

Seit bald einem Jahrhundert ist in den großen rheinischen Museen und Sammlungen der Kulturschätze der römischen Grenzorte aufgehäuft worden; große Mittel wurden für die Untersuchung der provinzialrömischen Fremdkultur angeworfen, wobei die Errichtung der Frühzeit unseres eigenen Volkes entschieden zu kurz kam. Es hat demnach ihr nicht die geringste Bedeutung, wenn von „romisch-germanisch“ herab, die in den letzten Jahrzehnten in den Rheinlanden für die Bodenforschung maßgebend waren, heute einge-



Gepanzerter
römischer
Krieger

worren wird, daß sie sich hin und wieder auch vor der Machtnahme neben der provincialen Kultur der Erforschung vorgeschichtlicher Kulturstätten zugewandt und in ihren Veröffentlichungen auch nichtromischen Stoff behandelt hätten.

Wir konnten nur dann Verständnis für diese Einwände aufbringen, wenn die Germanenforschung an erster Stelle gestanden hätte. Wie es hiermit früher tatsächlich bestellt war, gibt der rheinische Vorgeschichtsforscher Schumacher in seinem 1927 erschienenen II Bande der Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande mit folgenden Worten wieder: „Dem germanischen Siedlungsweisen laus des obergermanisch-rheinischen Landes ist bis jetzt im Zusammenhang wenig Rechnung getragen worden. Die Streckenformulare des Römischen Unternehmens, die Lage und Art des ‚Prätoriums‘ genau untersucht oder kartiert, Wachttürme und gelegentlich auch Wachen der Zivilbevölkerung ausgraben, hatten wenig Gelegenheit, jenseits des Grenzwalls ‚im Ausland‘ Erkundigungen oder gar Grabungen vorzunehmen.“ Hier hat erst die Willensbildung des neuen Deutschland, das sich bewußt zu seiner arbeitsigen germanischen Vorzeit bekennt, den gerechten Ausgleich herbeigeführt. Als erfreuliche Auswirkung verfolgen wir heute die Neuauflistung der großen rheinischen Museen, bei denen das Kulturgut der eigenen Vorzeit auf

den ihm gebührenden Platz gerückt wird. Dazu mehren sich die Stimmen derer, die der Erkenntnis Bahn brechen, daß der früher so sehr überschätzten römischen Fremdkultur nicht die Bedeutung für die Geschichte unseres Volkskulturs zukomme, die man ihr bisher beigemessen hat.

Wir werden deshalb die Vorgeschichte der Westmark bewußt vom Standpunkte der Germanen aus betrachten und mit den alten Anschauungen endgültig brechen.

Der Germanenzug an den Rhein

Die früheste, germanische Landnahme in den Rheinlanden, die wir zeitlich bis an das Ende der Bronzezeit, etwa um 800 vor der Zeitenwende, zurückverfolgen können, birgt die inneren Ursachen der späteren Auseinandersetzung zwischen Germanen und Römern.

Die Germanen, die um die Wende des 3. zum 2. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung, am Übergang von der Stein zur Bronzezeit, in den Ostseegebieten, in Schweden, an der baltischen Halbinsel und den angrenzenden norddeutschen Gebieten als Völkchen standen waren, kommen von der Mitte der Bronzezeit ab in stärkere Bewegung. Die Änderung der klimatischen Verhältnisse und gewichtige Überbevölkerung weichen den Hauptanstoß zur Auswanderung der Jungmannschaft und neuen Landnahme gegeben haben.

Während der 3. Eiszeitlagertiefe der germanischen Bronzezeit (um 1500 v. Chr.) hatte sich nur eine schwache Abwanderung nach Westen, Süden und Osten bemerkbar gemacht. Von der 4. Stufe der Bronzezeit ab ergiebt sich seit etwa 1100 v. Chr. ein stärkerer Strom germanischer Stämme nach Westdeutschland, der die Inbesitznahme des Rheingebietes durch die Germanen einleitet.

Hierbei können wir beobachten, daß kennzeichnendes Fundmaterial sowohl an Tongefäßen, als auch an zeitbestimmenden Bronzegerätschaften überall im Westerbergland liegt. Grabfunde weisen darauf hin, daß durch die Porta Westfalica als Einfallstor sich der Strom germanischer Stämme nach Westdeutschland ergoß.

Viele ersten germanischen

Siedler in Westfalen waren Bauern. Es ist müßig, hierbei untersuchen zu wollen, ob bei diesen Frühgermanen der Ackerbau oder die Viehzucht überwiegen hat. Für uns genügt es festzustellen, daß ein Bauerntum bei ihnen außer Frage steht und wir es auf keinen Fall mit Nomaden im laublaunigen Sinne zu tun haben.

Ebenfalls noch in der 4. Periode der Bronzezeit wird das Gebiet des Teutoburger Waldes und das Eggegebirge erreicht. Die germanischen Gräberfelder von Nordhemmern und Schledebrunn bei Minden zeigen uns deutlich den Weg des Vormarsches. Die germanische Einwanderung, die in dieser Zeit schon bis in das untere Elbgebiet gelangt, kommt damit noch nicht zum Stillstand. Stark ist nicht nur das oben beschriebene Gebiet, sondern weiter westwärts das gesamte Elbgebiet bis zu seiner Einmündung in den Rhein mit germanischen Stämmen der nachfolgenden Zeitläufe besetzt.

Das große Hügelgräberfeld von Dierdorf bei Nees, das seit 1921 durch das Hamborner Museum ausgegraben werden konnte, hat uns das wertvollste Fundmaterial der ausstehenden germanischen Bronzezeit geliefert. Auf diesem Felde treten nicht nur einzelne Fundstücke auf, die die Anwesenheit nur weniger Germanen erweisen würden, sondern zahlreiche Gräber mit den kennzeichnenden doppelseggelförmigen, lebergelben oder braunen Tonurnen und Bronzeäxten messern weisen auf größere germanische Siedlungen in der Nähe des Rheines am Ende der Bronzezeit um 800 v. Chr. hin.

Wir haben es mit einer germanischen Landnahme im Rheingebiet in der Bronzezeit zu tun, die sich in nichts von den Vorstößen der „Hörner“ bekant. Germanen unterscheiden. Es dringen diese ersten rheinischen „Ugermanen“ in ein schon dicht bevölkertes Gebiet ein, das von Leuten der sogenannten jüddeutschen Urnenfelderkultur besiedelt ist. Der erste Einmarsch der Germanen muß durchaus friedlich erfolgt sein, da nur auf unseren niederelbischen Feldern das zeitliche Nebeneinander der Urnenfelderkultur und der späbronzezeitlichen germanischen Kultur festgestellt werden können.

In der frühen Eisenzeit folgen nach 800 v. Chr.

dieser ersten germanischen Wanderwelle in das Rheingebiet neue, kräftigere Nachschübe, wie allein schon aus dem zahlenmäßigen Aufschwollen des Fundstoffes zu erkennen ist. Dieser 2. Germanenvorstoß, der zeitlich die gesamte Eisenzeit bis in das 5. Jahrhundert vor der Zeitenwende hinein einnimmt, hat nicht an den Grenzen des Rheins oder an unseren Niederelbgebieten halt gemacht. Nach Westen laßt sich der charakteristische germanische Grabtypus, der gewissermaßen als Leutkoffil dient, bis weit nach Südholland und Belgien verfolgen. Nach Süden hin wird das Kölner Gebiet, das Eifel- und Hunsrückgebiet in Besitz genommen. Es ist auffallend, daß gerade in den letzteren Gebieten und ebenso im Siegerlande in jener Zeit ein umfangreicher Burgbau der keltischen Bevölkerung einsetzt. Das ist der sicherste Beweis dafür, daß mit diesem Zeitpunkt die kriegerische Auseinandersetzung der Germanen mit den Kelten um die Besitznahme des Siedlungsgebietes erfolgt.

Der westliche Vorstoß der germanischen Siedler bis in das Gebiet der Belgien ist deswegen von besonderer Bedeutung, weil Cäsar uns berichtet, daß die Belgier sich ihrer germanischen Abstammung rühmten. Wir müssen daher in den zur Eisenzeit vorstehenden Germanen die Vorfahren der cäsarianischen Belgier suchen.

Mit der jüngeren Eisenzeit um 500 v. Chr. war ein neuer Bestattungsgebrauch bei den Germanen üblich geworden, die Bestattung der verbrannten Toten in Brandgräbern zu ebener Erde. Dieser kennzeichnende Bestattungsbrauch läßt uns deutlich das germanische Kulturmaterial jener Zeit erkennen. Wenn auch die bis jetzt bekannten Funde aus dem südlichen Rheingebiet infolge der früheren Vernachlässigung des germanischen Fundstoffes noch dürftig sind, so wissen wir doch, daß am Ende der Eisenzeit um 50 v. Chr. das gesamte Rheintal in Händen der Germanen war. Diese germanische Bevölkerung traf der römische Feldherr Cäsar bei seinen Vorstößen an den Rhein schon als Siedler des Stromgebietes an. Egar weit nach Westen über die heutigen Grenzen unseres Vaterlandes hinaus waren germanische Stämme vorgedrungen. Nur im



südlichsten Zipfel der Rheinlande bei Basel hielten sich noch Reste der keltischen Kanrafer. Erst mit der Zeit, da die Römer unter Cäsars Führung am Rhein erschienen, wird die germanische Landnahme zum Stillstand gebracht. Ostlich der in den Rheingebieten siedelnden Germanen liegen aber auch weiterhin Stämme, die mächtig nach Westen drängen.

Eines ergeben die Funde eindeutig: das Rheinland ist lange vor der Ankunft der Römer alter germanischer Kultur- und Siedlungsboden gewesen, der jetzt im festigen Kanuse gegen die Angriffsgelüste der Römer verteidigt wird. Diese kriegerische Auseinandersetzung zwischen Germanen und Römern ist nichts anderes als ein Freiheitskampf gegen die römischen Machtgelüste, ein Abwehrkampf, dessen Taten um so höher zu bewerten sind, als derlosen Organisation der Germanen ein Weltreich mit langer politischer Schulung und einem gut ausgebildeten und durch zahlreiche Reservene gestützten Heer gegenüberstand. Den Germanen kam in ihrem Freiheitskampfe die Landesnatur zugute, da Germanien in seiner Un-

wegsamkeit nur mit größter Mühe von geschlossenen Heeresgruppen betreten werden konnte. Wenn wir bedenken, welche Schwierigkeit die Verpflanzung größerer Menschenmengen in den waldreichen nordwestdeutschen Tieflande machte, dann bedeutete für die Römer die Entfernung von ihrer Rheinbasis ein großes Wagnis. Zahlreiche Germanen hatten zudem im römischen Heere Dienste genommen und waren dadurch mit der Taktik der Eindringlinge vollaus vertraut, so daß sie diese oft mit eigenen Waffen schlagen konnten.

Die Abwehr der römischen Angriffe

An zwei großen Fronten sehen die Römer zum Angriffskrieg ein, an der Donau und am Rhein. An der Rheingrenze mußten die Stellen gesichert werden, die den Römern als ständige Einfallsroute der Germanen bekannt und gefährlich waren.

Die Minnenweber aus den nassauischen und oberheutischen Gebieten richteten ihre Einfälle nach Rheindessen, deshalb mußte die Mainstraße durch ein Exerzierort gesichert werden. Gegenüber der Mainmündung wurde von Drusus der Platz ausgewählt, an dem als Kastell für zwei Legionen das durch Wall und Graben gesicherte Erdlager Mogontiacum (Mainz) entstand. In Mogontiacum traf die alte Verkehrsstraße aus Italien, die durch Eudostiaakien den Rhein abwärts ver-



lief, auf zwei uralte, nach Innergermanien hin-
einführende Verkehrswege

Der eine Weg drang von der Elbe durch Thü-
ringen westwärts zwischen Rhön und Vogels-
berg über die Höhen zwischen Nidda und Kinzig
nach Frankfurt und Mainz. Der andere Weg
ging von der Weser aus, lief durch die hessische
Senke über Siegen am Ostrand des Taunus
vorbei durch die Wetterau zur Mainmündung.

An unteren Niederrhein spielte die Lippetal-
straße als das Einfallstor der germanischen
Sugambrer, Ulpeter und Tentorer die gleiche
Rolle. Gegenüber der Lippemündung wurde des-
halb auf dem Hunsberge bei Xanten ebenfalls
ein Lager für zwei Legionen erbaut. Neben diesen
Hauptstützpunkten legte Drusus im Jahre 10 vor
der Zeitenwende an der Rheinfrost noch 50 kleine
Erdkastelle an, um gegen Überraschungen
gesichert zu sein.

Die Kriegszüge der Römer
richteten sich gegen die Weßger-
manen, die sich damals in die drei großen
Stammesverbände der Seeanwohnenden Ing-
wäonen, der Hermionen oder Elbgermanen und
der Ostwäonen, der Weststämme gliedern. Den
Ingwäonen sind die Stämme der Jüten, Warnen,
Angeln, Sachsen, Chauken und Friesen zuzu-
weisen. Bei den Elbgermanen finden wir die
Stämme der Semnonen, Marcomannen, Marko-

mannen, Quaden und Hermunduren, während
wir die Ulpeter, Tentorer, Sugambrer, Ubier,
auch die Bataver und östlich davon wohnenden
Angerivarier, Ampsivarier, Bructerer, Marfen
und Ebatten den Ostwäonen zuteilen.

Von Xanten aus marschierten die römischen
Legionen unter Drusus durch das Lippetal zur
mündenden Weser; von Mainz aus gleichzeitig den
Main aufwärts durch das Nidda- und das
Fuldaatal zur oberen Weser.

Vier Jahre wahren die Feldzüge des Drusus,
bis im Jahre 9 vor der Zeitenwende ein Sturz
vom Pferde seiner Laufbahn ein Ende setzt. Bei
diesen Kriegen, in denen auch eine römische Flotte
die Weser hinauffuhr, soll Drusus bis zur Elbe
hin vorgedrungen sein.

Tiberius setzt als Nachfolger des Drusus dessen
Züge in das Innere Germaniens fort und dringt
mit seinem Heere durch Niedergermanien bis zur
Weser und Elbe vor, so daß der Geschichtler
Velleius allerdings zu Unrecht schreiben konnte,
daß nun Germanien fast zur „römischen Pro-
vinz“ geworden sei.

Trotz der Erfolge der Römer bleibt in dem
„befriedeten“ Germanien bis in das erste Jahr-
zehnt unserer Zeitrechnung ein dauernder Kriegs-
zustand bestehen und nur mit Mühe können die
Germanen durch die Macht der Legionen von der
Rheingrenze ferngehalten werden.

Als im Jahre 9 Germanicus, der Neffe des Tiberius, die Botschaft des Sieges über die Pannonier an der Donau nach Rom brachte, fiel in den Jubel der Festtage die Schreckensnachricht vom Untergang des Niedergermanischen Heeres unter Varus im Teutoburger Walde.

Der Freiheitskampf des Arminius

In dem kriegerischen Verhältnis zwischen Römern und Germanen beobachtet man während der beiden Jahrzehnte der römischen Angriffs-kriege einen dauernden Wechsel.

Unter Drusus haben wir den offenen Krieg mit folgenden Frieden aber ohne größere Erfolge. Tiberius, der energisch und großzügig vorgeht, macht die besiegten Stämme zu Bundesgenossen, ihre Stammesgebiete zu Vasallenstaaten. Als aber im Jahre 7 als neuer Statthalter Publius Quinctilius Varus nach Gallien und Germanien kam, änderten sich die Verhältnisse grundlegend. Varus, der Statthalter in Orient gewesen war, glaubte mit seinen im Osten gewonnenen Erfahrungen gegen die freien Germanen vorgehen zu können.

Mit dem Hochmut des Römers sah er auf die Germanen herab. Varus reichte der freiheitliche Sinn der Germanen. Er machte aus Germanien eine Provinz, die schwere Steuern anzubringen hatte. Nicht mehr nach eigenem Recht durften die Germanen leben; nach römischer Gepflogenheit mußten sie ihr Recht beim Statthalter suchen. Gegen germanische Gebräuche und gegen das Waffentragen der freien Germanen schritt Varus scharf ein. Vergeben wurden nach römischem Recht durch die Büttel des römischen Richters, die Viktoren, mit Stockschlägen oder mit der Todesstrafe geahndet.

Das führte zu ständigen Unruhen und nur die Gewalt der Legionen konnte den Frieden zwei Jahre lang sichern. Da fanden die Germanen in dem 26-jährigen Arminius, dem Sohn des Ebnuskerfürsten Sigimur, ihren Befreier. Arminius war selbst römischer Kitter und ausgebildeter Offizier, der in vielen römischen Heeren gekämpft hatte. Mit Klugheit und Zähigkeit verfolgte er den Plan der Befreiung vom römischen Joch.

Varus war mit dreien seiner Legionen im Jahre 9 von Konten über das Lippetal Aliso durch das Lippetal an die Weser gezogen, während die beiden anderen germanischen Legionen im

Maing verblieben. Wir kennen den Weg des Varus nicht genau und auch das Schlachtfeld des Weiserungskampfes ist nicht mit Sicherheit festzulegen.

Nach den vorliegenden schriftlichen Quellen lassen sich trotzdem, wenigstens in großen Zügen, die Einzelheiten dieses für die germanische Geschichte entscheidenden Ereignisses, mit dem die Fremdherrschaft für immer gebrochen wurde, schildern. Die wichtigsten Ereignisse spielten sich im „saltus Teutoburgensis“ ab, einem Waldgebirge, das sich von Paderborn an den Lippequellen bis östlich zur Weser etwa in die Gegend von Hörtter hinzieht und in breiter Masse sich weit nach Nordwesten ausdehnt.

Für Arminius stand der Feldzugsplan in allen Einzelheiten fest. Es galt, den Feind in Sicherheit zu wiegen und ihn im Inneren des Landes von der Lippeverast abzuführen, da hier immerhin die Möglichkeit für einen geordneten Rückzug der Römer gegeben war.

Von langer Hand mußten Bundesgenossen gewonnen werden, die den Ebnusker in dem Entscheidungskampfe beistehen und die nötige Truppenmacht stellen sollten. Mit allen Stämmen bis zum Rhein hin wurden Vereinbarungen getroffen.

In geschickter Weise hatten die Germanen den Varus, ihm Hilstruppen für den Feldzug stellen zu dürfen, was dieser im Hinblick auf die Erblichkeit des Arminius bewilligte. Selbst beim Verrat des Segestes, der noch in der Nacht vor dem bedeutsamen Ereignisse Varus beschwor, alle Häuptlinge der Ebnusker in Ketten zu legen, ließ dieser kein Ohr. Varus wird die Botschaft überbracht, daß eine Völkerversammlung im Aufstand begriffen sei. Er verläßt daraufhin das Sommerlager und zieht vermutlich nach Nordwesten in sein Verderben hinein. Unter einem Vorwande bleiben die germanischen Hilstruppen zurück, die, als das Hauptheer weit vorgerückt war, ihre römischen Begleiter auf den Befehl des Arminius niedermachten. Damit geriet eine starke germanische Macht in den Rücken des römischen Heeres und seine Umzingelung war gelungen. Nach den Berichten der römischen Schriftsteller Cäsar Dio und des Tacitus hat der Kampf drei Tage gedauert.

Die Kämpfe des ersten Tages bewegten sich in einem waldigen Gebiet mit Tälern und Höhen.

Es gelingt den Römern noch am Abend ein ordnungsmäßiges Erblager anzulegen. Am zweiten Tag, der stärkere Verluste brachte, konnte im Blachfelde das neue Lager nur mit Mühe aufgeschlagen werden. Der dritte Kampftag läßt das Heer ein freies, unbewaldetes Gebiet zwischen Wäldern und Bergen auf der einen, und Mooren auf der anderen Seite, gewinnen.

Die von allen Seiten vorbrechenden Germanen hatten leichtes Spiel. Das zerrüttete Heer ohne Führer — Varus hatte sich vielleicht schon am zweiten Tage das Leben genommen — war in voller Auflösung begriffen. Viele Offiziere folgten des Feldherren Beispiel. Die Soldaten warfen die Waffen fort, der überlebende Rest des Heeres, der nicht im Moor umgekommen war, ergab sich. Nur der Lagerpräfekt Caecilius restierte sich nach Aliso und verteidigte das dortige Lager noch ein ganzes Jahr.

Die Beute der Germanen war unermesslich groß. Waffen, Hausräte, Geld und die Regimentsadler fielen in ihre Hände.

Der Streit der Meinungen über die Ortlichkeit der Varus Schlacht soll uns hier nicht beschäftigen. Es genügt, die Tatsache zu verzeichnen, daß diese entscheidende Niederlage des römischen Heeres der Gipfelpunkt des gewaltigen germanischen Abwehrkampfes bildet.

Armin steht als glanzvolle Gestalt inmitten dieses Geschehens. Ihn schwebt der Zusammenschluß aller germanischen Stämme vor, um mit vereinten Kräften das Römerjoch endgültig zu brechen.

Armin schloß den Kopf des Varus daher an

Marbod, den Führer der Germanen in Böhmen und forderte ihn auf, mit ihm gemeinsame Sache zu machen. Marbod hatte bald nach dem Tode des Drusus Markomannen und Erciden aus dem heutigen Oberfranken nach Böhmen geführt. Dort hatte er in Tager Sühnegeheimen gegenüber den Anordnungen und Wünschen der Römer die Zeit gefunden, ein starkes schlagfertiges Heer von 74 000 Mann zu schaffen, seine Stellung als Volksherr stark auszubauen. Schon erschreckte sich seine Herrschaft über eine größere Anzahl anderer germanischer Stämme, als die Römer es für notwendig hatten, auch ihn zu unterdrücken. Im Jahre 6 n. Chr. ergreifen sie die Gelegenheit, sich ihres gefährlichen Gegners zu entledigen. Mit einem gewaltigen Schlag soll er vernichtet, zugleich aber auch den Germanen gezeigt werden, daß Rom nicht mit sich spaßen läßt.

In zwei mächtigen Heereskolonnen brechen die Legionen, fast die halbe römische Heeresmacht, von Mainz und aus der Gegend des heutigen Wien gegen Böhmen vor. Schon stehen die Vortruppen der Römer nur noch fünf Tagesmärsche von denen der Germanen entfernt. Ihr Sieg scheint unabwendbar, der letzte germanische Widerstand gebrochen. Doch Rom hat nicht nur Marbods diplomatische Kunst gerechnet. Seit langem haben seine Abgesandten bei den Pannoniern in Ungarn und den Dakianern die Neigung zum Aufstand geschürt, das Volk aus dem germanischen Königschlag fließt unter die Vornehmen, wuchert unter dem freibewussten Volke, das eben erst unterworfen war. Plötzlich erhebt sich, den Römern gänzlich unerwartet, die gesamte markenjahige



Germanische
Kämpfer

Mannschaft Pannoniens, mehr als zweihunderttausend Mann. Sofort läßt der Führer des römischen Heeres febrtomachen, um mit allen verriegbaren Kratten den Aufstand zu ersticken. Liegt doch Pannonien und Dalmatien Rom näher als Noricum. In erbittertem dreijährigen Klingen gelingt es dem Kaiserfeldherrn, die Rebellen zu unterwerfen. Zum Glück des Tiberius verhält sich Marbod ruhig, ja, er schließt mit den Römern ein Handelsabkommen ab.

Was Marbod in diesem, uns unverständlichen Verhalten bewogen hat, läßt sich nur mutmaßen. Vielleicht hat er aus jahrelangem Aufenthalt in Rom die Stärke des römischen Weltreiches zu genau gekannt. Vielleicht hat ihn das Beispiel Galliens geschreckt, das in seinem vergeblichen Freiheitskampf zwei Drittel seiner Bevölkerung verloren hatte. So ist er zufrieden, daß ihn die Römer nicht mehr belästigen, und erkaufte diesen Vorteil mit dem Untergang der Pannonier.

Unangefochten lebt er nun in seiner Königsburg als wichtigste politische Persönlichkeit Germaniens. Hier erreichen ihn die Boten Arminius nach seinem großen Siege über die Römer. Bei Marbod liegt die Entscheidung über das weitere Schicksal Germaniens. Seine Entscheidung macht ihn für alle Zeiten schuldig. Er entgeht sich dem Ebernsternfürsten und schlägt das Anerbieten Arminius aus Kleinlichkeit, persönlicher Eitelkeit aus. Hatte er doch in einem gemeinsamen Freiheitskampf nur die zweite Stelle hinter dem Ebernsternfürsten spielen können. So kommt es in dem erschütternden Feld, daß die beiden Führer Germaniens statt vereint den Sieg im Teutoburger Walde auszunützen, sich im Kampfe gegenübersetzen. Freilich — als Marbod dabei der Erfolg versagt bleibt, da wenden sich die Germanen von ihm ab. Er muß aus seiner Burg fliehen und nur die Römer gewahren ihm für die letzten Jahre seines Lebens eine Zufluchtsstätte in Ravenna.

Die Germanen nützen also ihren Sieg im Teutoburger Wald leider nicht aus, sonst hätten sie leicht die römischen Kastelle am Rhein in ihren Besitz bringen können.

Wenn auch Germanicus als staatlich beauftragter Mordbrenner in den Jahren 14 bis 16 mehrere Raubzüge in das rechtsrheinische Germanien unternahm, so waren doch die Erfolge der Römer so gering, daß ihn Tiberius endgültig

abberief und das rechtsrheinische Germanien ruhig ausgab.

Mit der Preisgabe des rechten Rheinufers begann für die Römer die Zeit des Aufbaus der Rheingrenze, die Zeit der innsten Kolonisation der besetzten Gebiete.

Doch noch einmal flackert der Kampf am unteren Niederrhein auf. Claudius Civilis führt die Bataver mit den verbündeten rechtsrheinischen Germanenstämmen gegen das Lager von Frankfurt. Zwei Jahre bleibt das von der 5. und 15. Legion belagerte Lager eingeschlossen. Im Jahre 70 gelangt die Eroberung, und die Zwingburg wird bis auf die Grundmauern niedergestürzt. Leider zerfiel auch dieser Zusammenstoß nieder rheinisch germanischer Stämme wieder. In innerer Zwietracht zerfiel nicht nur der Staat der Bataver, sondern auch auf dem linken Rheinufer wüßte den Römern in die Arme und dienten diesen sogar als Bollwerk gegen die nachdringenden freien Germanen.

Den flavischen Kaisern glückte es, den Winkel zwischen Rhein und Donau in Besitz zu nehmen und durch den Bau des obergermanisch rätischen Limes, einer über 500 Kilometer langen Grenzwehr, eine günstigere, besetzte Grenze zu erlangen. Damit vergrößerte Rom für immer auf größere Gebiete Erweiterungen in Germanien. Es begann jetzt der Ausbau größerer Städte hinter dieser Grenze, in denen die südliche Grenzkultur für zwei Jahrhunderte ihre Heimstätte fand.

Wenn auch hin und wieder einzelne Kämpfe am Limes vorliefen, so ist doch bis 213, wo die Alamannen in Rattenettersrieden und im Murtal vorrückten, in aller Ruhe das entstanden, was die Wissenschaft als provinzialrömische Kultur bezeichnet. Damals konnte der Limes der Alamannen noch abgeschlagen werden. Trotzdem verkündeten diese Vorkämpfer schon den langsamen Zerfall des römischen Reiches. Als um 260 die Alamannen gemeinsam mit den Gothen den Aufbruch gegen den Limes wiederholten, geht diese Grenze für die Römer endgültig verloren, und die germanische Landnahme westlicher Gebiete schreitet nunmehr ungehemmt weiter. Der Rhein wird von den Römern wie zu Beginn der Angriffskriege als Grenze nochmals stark ausgebaut und als im Jahre 286 Trier zur Kaiserresidenz wird, kann die ganze Staatsgewalt zum Schutz der Grenze eingesetzt werden. Doch für fast 150 Jahre

vermögen sich auf dem linken Rheinufer große römische Städte zu halten und sogar zu entwickeln. Mit dem Vormarsch der Franken in die römische Provinz zu Ende des 4. Jahrhunderts, der Zuge der Vandalen und Alanen nach Gallien und der Verlegung der Residenz von Trier nach Aries zu Beginn des 5. Jahrhunderts fand der Kampf zwischen Römern und Germanen mit der Auflösung der Provinz auf rheinischem Boden sein Ende. Die Germanen haben ihr altes Siedlungsland nach vierhundertjährigem Kampfe den Römern entzissen und neue Gebiete hinzugewonnen.

Germanen und Römer

Erfärlch ist das Fundmaterial, das uns die Germanen in ihren Brandbestattungen aus jener Zeit zurückgelassen haben. Es wäre aber verfehlt, daraus den Schluß zu ziehen, daß ihre materielle und geistige Kultur auf einer geringen Höhe gestanden habe.

Wir sind über das Kulturleben der Germanen zur Zeit ihrer Auseinandersetzung mit den Römern durch ein einzigartiges Denkmal, die „Germania“ des römischen Schriftstellers Tacitus, eingeleitet. Man hat an dem Text des Tacitus, der in seiner knappen Ausdruckweise oft zu Mißverständnissen Anlaß bot, viel herumgackelt und mißverständliche Stellen in erster Linie in Ungenauigkeiten unserer Vorfahren ausgelegt. Ziehen wir aber unsere heutigen Kenntnisse der materiellen und geistigen Kultur unserer Vorfahren bei der Auslegung der Germania mit heran, so offenbart sich in der „Germania“ ein herrliches Denkmal der Frühzeit germanischer Kultur, wie es kein anderes Volk besitzt.

Man hat immer wieder die römischen Stadtanlagen, die Steinernen Villen, die Wasserleitungen, den Straßen-, den Theater- und Vorkerbau der Römer der schlichten germanischen Holzkultur gegenübergehalten, um die Überlegenheit der provincialrömischen Kultur in den Vordergrund zu stellen. Hier müssen wir uns fragen, ob denn lediglich in diesen äußeren Erscheinungen einer Zivilisation sich die Kulturhöhe eines Volkes offenbart.

Unserer Meinung nach nicht. Der so oft angestellte Vergleich zwischen den provincialrömischen Kulturgütern und der Bauernkultur der Ger-

manen ist unmöglich. Die provincialrömische Kultur ist eine südliche Stadtkultur, während unsere germanische Kultur eine gesunde Bauernkultur gewesen ist. Die Entwicklung beider Kulturen liegt daher auf zwei grundverschiedenen Ebenen, die nicht miteinander verglichen werden dürfen. Die Höhepunkte der einzelnen Kulturen fallen zeitlich nicht zusammen. Als die klassischen Kulturen des Abendlands längst ihren Höhepunkt überschritten hatten und in das Nichts versanken, begannen die germanisch-nordische Völker. Wenn immer wieder von der Übernahme der römischen Kulturgüter durch die Germanen die Rede ist, so mußte sich diese Kulturbefruchtung doch am klarsten im Rheinland zu erkennen geben, wo bei dem engen Nebeneinander durch den römischen Handel das Fremde leicht in den Besitz der Germanen gelangen konnte. Die mit der Drehscheibe hergestellten keramischen Tongeschäfte konnten leicht über große Strecken befördert werden. Wir haben aber verglichen in unseren rechtsrheinischen Germanengravern zur Zeit der römischen Besatzung noch römischen Importwaren in größerem Umfange. In den ersten Jahrhunderten gehören die römischen Fundstücke in Germanengravern zu den Seltenheiten und nehmen erst im 3. und 4. Jahrhundert zu. Dabei handelt es sich wohl meistens um Deutsche, die den Toten mit ins Grab gegeben wurden. Aus dieser Tatsache wird ersichtlich, daß die Germanen das Gute ihrer römischen Kultur annahmen und als volkstümlich ablebten. Auch nach Mitteleuropa hinein läßt sich der Einfluß von provincialrömischen Kulturgütern nicht erweisen. Dagegen ist weitgehend eine Beeinflussung römischer Formen durch germanische nachgewiesen, besonders die spätromische Ware hat viel von germanischem Formengut übernommen.

In der seit Jahrhunderten geübten Technik werden von den germanischen Bauern etwa die Leinwand handgeirmt und nach uraltens unbekanntem innergermanischen Vorbild gearbeitet. Selbst die technische Errungenschaft der Drehscheibe wird von den Germanen abgelehnt, bis zur Zeit der Franken erscheinen handgeformte Leinwände.

Daß der Adel der Germanen von römischen Adelskapitulen

überlegen war, entnehmen wir Berichten
römischer Schriftsteller, die uns von einem, bei
den Römern unbekannten Wandbewußt der Ger-
manen berichten.

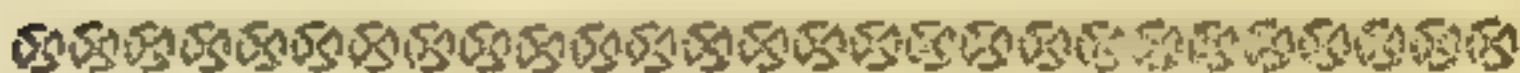
Es wurde zu weit führen, wollte man in Ein-
zelheiten die Kulturhöhe der Germanen zur
Römerzeit herausstellen. Wir können nicht mit
großen steinernen Palästen aufwarten, doch hat
der Hausbau der Germanen, wenn auch
wegen des holzernen Baumaterials die Ober-
bauten jener Zeit nicht erhalten bleiben, auf einer
beachtlichen Höhe gestanden. Die Urform des
heutigen Niedersachsenhauses hat in jener Zeit
schon bestanden. Aus der Mitte des 6. Jahr-
hunderts bezeugen wir eine Mitteilung des Bischofs
Venantius Fortunatus von Poitiers über fran-
zösische Holzhäuser, die die direkte Fortsetzung der
frühgermanischen Bauweise bilden. Er schreibt
uns über diese anlässlich seines Besuchs am
Obern:

„Weg mit euch,
mit den Wänden von Quadersteinen!
Niel höher scheint mir ein meisterlich Werk,
hier der gezimmerte Bau.
Schüßend verwahren vor Wetter und Wind
uns getafelte Stuben.
Nirgends klaffende Spalten duldet des
Zimmermanns Hand.
Sonst nur gewähren uns Schutz

das Gestein und der Mörtel zusammen.
Hier aber bietet ihn uns freundlich der
heimliche Wald.
Lustig umziehen den Bau im Geviert die
tautlichen Lauben.
Reich von des Meisters Hand,
spielend und künstlich geschnitten.“

Wir können immer wieder bedauern, daß uns
von diesen prachtvollen holzernen Oberbauten
nichts erhalten geblieben ist.

Mit Stolz sehen wir heute auf
unsere germanischen Vorfahren,
die in bäuerlicher Landnahme die
deutsche Westmark schon vor bald
3000 Jahren, lange vor den Rö-
mern, in Besitz nahmen. Als bodenver-
wachsene Bevölkerung fanden sie fest in zähem
Abwehrkampf gegen die Nachzügler romanischer
Söldner. Der germanische Wadham
Aheim ist es zu danken, daß nicht
schon in jenen frühen Jahrhun-
derten römische Geisteskultur
Germanien durchdränkte. Ihnen
haben wir zu danken, daß
in der Westmark unter der Schale
tausendjähriger kultureller
Überfremdung eine eigene Wesens-
art heute zu neuem Leben gelangt.



Sammelt zur Geschichtsschreibung unserer Zeit!

Der Kampf um die Machtergreifung durch die N. S. D. A. P. gehört der Vergangen-
heit an. Es gilt heute Berichte und Bildmaterial aus dieser Zeit zusammenzustellen,
um eine Sammlung zu vervollständigen, die von größter Wichtigkeit ist, denn die
Geschichte der Partei wird einmal die Geschichte des neuen Deutschland werden. Das
Parteiarchiv der N. S. D. A. P. sammelt alle Urkunden, Berichte, Dokumente, Tage-
bücher, Abzeichen, Zeitungen, Zeitschriften, Photos, Plakate, bildliche Darstellungen
und dergl. aus dieser Zeit. Laßt ihn dieses Material zugehen!

Falls der Besitzer glaubt, das Original nicht entbehren zu können, so nimmt das
Parteiarchiv Abdruck oder stellt von Bildern Abzüge her. Der Sendung soll ein Ver-
zeichnis des Inhaltes, dazu bei Bildern ein kurzer Tafelchenbericht angefügt werden.
Besonders auch auf Berichte ehemaliger Gegner wird großer Wert gelegt. Vertrauliche
Behandlung wird gewährleistet. Es ergeht daher an alle Dienststellen und Vorgesetzten
die Bitte, das Parteiarchiv in seinem Bestreben nach einer lückenlosen Sammlung für
die Grundlagen der Parteigeschichte zu unterstützen. Anschrift: Parteiarchiv der
N. S. D. A. P. und der D. A. F., München, Barenstraße 13, Haus der P. O.

Was jeder Deutsche wissen muß

Das deutsche Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses, das zuerst im Ausland große Entrüstung hervorrief, findet immer mehr Nachahmung. So sind bereits in den nordischen Staaten Schweden, Norwegen, Finnland und Dänemark dem deutschen ähnliche Sterilisierungsgesetze entworfen und von den zuständigen Stellen angenommen worden. In Dänemark war bereits lange vor dem deutschen Gesetz ein Sterilisierungsgesetz in Kraft, das aber vor allem die Entmannung von Euthanasieverbrechern regelte, also mit der eigentlichen Sterilisierung nichts zu tun hatte; das neue dänische Gesetz sieht hauptsächlich die Unfruchtbarmachung von Schwachsinnigen vor. In Polen, Japan, England, Ungarn, der Schweiz und der Tschechoslowakei sind ähnliche Bestrebungen im Gange — die polnische eugenische Gesellschaft hat bereits den ausführlichen Entwurf eines Sterilisierungsgesetzes ausgearbeitet, der dem deutschen Gesetz in manchen Punkten recht ähnlich sieht.



Im dritten Vierteljahr 1934 stieg die Geburtenzahl Deutschlands weiter an. Es wurden 26,1 Proz. mehr Kinder geboren als im entsprechenden Viertel des vorhergehenden Jahres. Die Gesamtzahl der Lebendgeborenen für 1934 wird auf 17,9 auf 1000 geschätzt, doch ist, da in diesem Geburtenanstieg hauptsächlich die Erstgeburt aus den jungen Ehen enthalten sind, damit die Gefahr des Geburtenrückgangs noch lange nicht gebannt. Für das Jahr 1933 ergab sich für das ganze Reich ein Geburtenüberschuß von 30 Proz. des Geburtenrückfalls, der für die Großstadtbevölkerung sogar auf 50 Proz. anstiegen war.



Eine gelegentlich der Hochschulerhebung für das Sommerhalbjahr 1934 vorgenommene Auszahlung der Arbeitsdienstleistenden unter den Studierenden, die der Deutschen Studentenschaft angehören, hat ergeben, daß ein Viertel der Studenten im ersten bis dritten Semester der Arbeitsdienstpflicht genügt hat, ein weiteres

Viertel davon befreit worden ist und die Hälfte den Arbeitsdienst später ableisten muß. In den Befreiungen sind hauptsächlich die *kath. Theologen* beteiligt, und zwar mit 88,22 v. H. Ein Prozentteil, der bei den Studenten im vierten und höheren Semester sogar noch gestiegen ist. Hier haben die katholischen Theologen 90,5 v. H. sämtlicher Befreiungen für sich in Anspruch genommen.



Welchen Dienst die Deutsche Reichsbahn dem Winterhilfswerk 1934/35 geleistet hat, geht am besten daraus hervor, daß sie in den vergangenen sechs Monaten 15 Millionen Zentner an W.H.W.-Erebnen beförderte und damit das Opfer eines Frachtausfalles von rund 4,5 Millionen Reichsmark brachte. 170 000 Gradbriefe wurden vom W.H.W. an die einzelnen Gane verschickt. In den Zeiten der größten Arbeitsanhäufung hatte die ständige Abteilung des W.H.W. wöchentlich bis zu 12 000 Frachtersatzungsanträge zu bearbeiten. Die Kohlenversorgung des W.H.W. an die einzelnen Gane betrug rund 53 Millionen Zentner, eine Frucht, die insgesamt 6575 Eisenbahnzüge zu je 40 Waggonen füllt.



Die im Rahmen des W.H.W. in den deutschen Notstandsgebieten hergestellten Anlehnadeln brachten in den monatlich wiederkehrenden Reichssammeltagen des letzten Winterhalbjahres folgende Ergebnisse: von der Bernsteinadel im Oktober wurden über 11,5 Millionen, von der Ähre im November 11,4 Millionen, von den Dezember-5-1-Juwelen über 10 Millionen, von den Eisenreihen im Januar mehr als 11 Millionen, von den Glas- und Porzellanadelen des Februar fast 9,8 Millionen, von der Edelw.-adel im März 11,2 Millionen und von der Edelstein-Abchlußkette 8,4 Millionen verkauft. Insgesamt sind das 73,3 Millionen Abzeichen. Eine tiefenleistung deutscher Opferwilligkeit von der Herstellung bis zur Verteilung an die Sammler und bis zum Verkauf auf den Herbst und Winterfesten Straßen

Aus der Geschichte der Bewegung

Karl Richard Gansler:

Der 9. November 1923

Das entscheidende Urteil über den 9. November 1923 hat der Führer selber festgelegt. Elf Jahre nach jener Erhebung sprach er in einer Erinnerungsfeier im Münchener Bürgerbraukeller zu seinen damaligen Mitkämpfern:

„Wir mußten im Jahre 1923 handeln, weil es der letzte Versuch der Separatisten in Deutschland war, der damals gemacht wurde. Wer damals die Fahne aufzog, dem wurde Gefolgschaft geleistet. Es gab viele Menschen, die einfach sagten: Wer handelt, das ist gleichgültig, entscheidend ist, daß jemand den Mut hat, zu handeln. Wenn die Männer gehandelt hätten, die uns gegenüberstanden, dann stand höchste Gefahr vor der Tür. Es wäre dann am 12. November von den anderen gehandelt worden in dem Sinne, den man uns damals oft als Bereitschaft predigte, nämlich: Norddeutschland wird ebenhin solidarisiert, wir müssen uns daher separieren! Wir müssen den Norden ausbrennen lassen! Erst wenn das geschehen ist, kann man sich später wieder mit ihm vereinigen. Wie man sich trennt, hat man wohl gewußt. Wie man jemals aber wieder zusammengekommen wäre, das hat die Herren wenig bedauert. Und deshalb waren wir damals entschlossen, **v o r h e r** zu handeln. Wir wollten damals keinen Staats-Streich machen. Aber einen Entschluß hatte ich: wenn die Gegenseite so weit kommt, daß ich weiß, sie wird schlagen, werde ich vier Tage vorher los-schlagen.“

Es waren die separatistischen Pläne, die der „Hitlerputsch“ endgültig zunichte machte. Die zuvor waren sie so nahe daran gewesen, ver-

nichtende **W e r k l i c h k e i t** zu werden. Denn nie zuvor, selbst nicht in den wilden Zeiten der Novemberrevolte, war das Reich in seinem Innern so schwer gefährdet, wie in dem wilden Jahre 1923, dem Jahre der Inflation, der Demoralisierung, des verheerenden Charakterverfalls, dem Jahre der schonungslosesten Gewalttat, da Stamm gegen Stamm, Staat gegen Staat, Klasse gegen Klasse, Truppe gegen Truppe, Regierung gegen Regierung hand.

Im Volk rast die Inflation und wirbelt alles in Verzweiflung und Untergang. Im Ruhrgebiet wütet noch immer die fremde Besatzung. Im Rheinland ruht im Herbst ein planmäßig organisierter Aufstand der Sonderbündler ab und terrorisiert Stadt und Land. In Sachsen ist am 21. Oktober die Reichswehr einmarschiert, um mit Maschinengewehren eine meuternde Volksheer-Regierung zur Räson zu bringen. In Hamburg wütet ein roter Aufstand und fordert achtzig Tote. In Bayern meutert ein General mit seiner ganzen Division gegen die rote Regierung im Reich. Dabei schreibt diese Parlaments-regierung selber nach einer Diktatorenfaust und flüchtet in ihrer Ratlosigkeit zum undurchsichtigen General v. Seeckt. An der bayerisch-sächsischen Grenze sind Einheiten der bayerischen Landespolizei, angeblich gegen die Bedrohung aus dem roten Norden, aufmarschiert, und hinter ihnen, im Raum des nördlichen Franken, mobilisieren die nationalen Verbände ihre Gefolgschaften. Wie eine schwere Wolke hängt die Spannung des inneren Krieges über dem Volk. So wild sind die Gedanken von diesem Chaos durchsiebert, daß selbst die entgeistessten Pazifisten auf der Linken nur noch in kriegerischen Formeln reden und an regelrechte Operations-pläne denken. Der Sozialdemokratische Parlamentsdienst etwa schweigt in Fachausdrücken des Großen Generalstabs:

„Die Hitler- und Ehrhardtsorganisationen

haben scheinbar den Auftrag, einen Vorstoß über die thüringische Grenze zu machen... Neben einem großen Wagenpark, Artillerie, Maschinengewehr- und Minenwerferformationen sind auch Flugzeuge, die das Hakenkreuz tragen, festgestellt... Störungsgruppen und Sturm-Infanterie, ausgerüstet mit Maschinengewehren und Minenwerferformationen nebst Infanteriebegleitbatterien, haben den Zweck, in überraschendem, massiertem Angriff den Gegner zu überumpeln und in schneller Bewegung nach den Kraftzentren der Republik... vorzustoßen...“

Noch hemmungsloser hatte sich der rote Polizeioberst Schüßinger auf die Strategie des Bürgerkrieges geworfen: „Die Lage Pommerns, eingekreist zwischen der Hauptarmee der republikanischen Reichswehr im Nordosten (Sachsen), einer Nebenarmee im Norden (Thüringen) und einer Nebenarmee in der Glatze (Württemberg) wäre geradezu eine verzweifelte. Voraussichtlich würde er nicht daran denken können, sich im übrigen republikanischen Nordbavern zu schlagen, sondern er müßte sich wohl auf die Donaulinie zurückziehen und damit den Waffen- und Munitionshauptpunkt Grafenwöhr bei Dabrunn preisgeben...“

Gewiß, das waren Phantasien erkrankter Meinen, in denen nichts als Angst lag. Und dennoch beleuchteten sie klar, daß diese Zeit auf Entsetzungen drängte, daß sie die ungeheure Anspannung, die maßlose Gegensätzlichkeit zwischen Hunger und Verbrechen, zwischen Chaos und vorgetäuselter Hoffnung, zwischen dem Verfall und dem tauchersischen Geschwätz der Parlamente nicht mehr ertrug. Nur eine Entscheidung! Nur irgendeine Lösung! Nur irgendeine klare entschlossene Tat, und wenn sie hundertmal in Blut, Verrat, in Reichsverfall, in Bürgerkrieg enden mochte! So war diese Zeit...



Wir haben die besonderen Spannungen, die, mitten in dieser trostlosen Lage des Reiches, die eigentlichen Probleme Bayerns ausmachten, bereits geschildert¹⁾: den unter der Decke glühenden, doch immer wieder aufbrennenden Kampf zwischen dem jungen Nationalsozialismus und dem bayerischen Regierungsgewalten, die verschiedenen Gelegen-

¹⁾ Vgl. „Schulungsbrief“ 4/1935.

heiten, in denen diese beiden Kraftgruppen, Hitler und der bayerische Partikularismus, sich gegeneinander erhoben oder auch gegen die gemeinsame Bedrohung durch die bürgerlich-marxistische Reichsregierung gemeinsam vorgingen. Die entscheidende Frage, die in diesen Herbstwochen über Bayern hing und in der letztlich das Schicksal des Reiches selber beschlossen lag, war die, welcher der beiden Gruppen es gelingen würde, die tatsächliche Macht an sich zu reißen. Wurde der mächtigste Mann der bayerischen Regierungsgewalten, der Generalstaatskommissar Gustav von Kahr, es fertigbringen, in seine Gefolgschaft auch Adolf Hitler hineinzuziehen? Oder würde Hitlers Wille so stark, die Schwungkraft seiner Anhänger so groß, die Leuchtkraft seiner Idee so mächtig genug sein, um den weißblauen Kahr unter die Hakenkreuzfahne zu zwingen? Nach der Antwort auf diese Frage bestimmte sich das Schicksal des Reiches.



Im bayerischen Generalstaatskommissariat ist ein ständiges Kommen und Gehen, Weden und Wenden. Zwar hat der Mann, der hier nach seinen eigenen Worten als „Staatsbater der Monarchie“ herrscht, noch keine allzugroßen Taten vollbracht. Mit einer scharfen Erklärung für einen „Rechtskurs“ hatte er sein Amt begonnen. Dann waren einige Verbote marxistischer Blätter erfolgt und einige Dürken ausgewiesen worden. Danach aber schien es, als ob sich alle vielversprochene Tatkraft in banalen Verordnungen über Bierpreise, Milch- und Butterpreise verliere. Und dennoch zog der Träger dieses Amtes viele Illusionen auf sich. Als er seinen Kampf gegen Berlin antrieb, gegen das verjudete, verlotterte Herz der roten Erfüllungrepublik, beruhten die nationalen Kreise in ganz Deutschland auf, voll Hoffnung, daß endlich der angestammte Haß gegen das marxistische Verderben einen Wortführer gefunden habe, der noch ebendrin die Machtmittel eines ganzen Bundesstaates in seinen Kampf einbringen konnte. Manche deutschen Patrioten haben in Kahr den „neuen Bismarck“ gesehen. Nur Adolf Hitler lehrte es anders. „Kahr hatte auf mich den Eindruck gemacht, daß er ein ehrenhafter Beamter sei, aber damit war es Schluß.“

Wer sah noch so tief? Sie kamen in h.Au-
Häuten, die Jährer kleiner und kleiner Ver-
bände, und stellten sich hinter Kahr. Sie kamen
alle, die ausgewiesenen Nationalisten und
Putschisten der rotbeherrschten Staaten, erhielten
in Bayern ihren Paß, pißten auf das Republik-
schusszeug und verkündeten in lautem Dank den
Muhm ihres bayerischen Beidankers. Sie gaben
einander die Fitt in die Hand, alle die Herren,
die in gewichtigen Aktentischen Pläne trugen,
wie man Deutschland retten konnte — mit Ge-
walt oder mit der Macht der Industrie oder mit
der Macht der Landwirtschaft. Und alle, alle
hörtten sie in den Amtsstuben des Generalsstaats-
kommissars die Wahrheit, die doch schon lange
durch alle Klassen Bayerns strömte, daß man
das rote Berlin ausschalten müsse von allen
Zentren der Macht. Hitler hatte als erster diese
Lehre gepredigt, die nunmehr so gelaufig geworden
war. Aber der oberste bayerische Staatsmann
hatte sie angenommen, um für sich allein die
Führung in dem Kampf gegen Berlin zu be-
wahren.

Hitler und Kahr lehrten den Kampf gegen
Berlin — aber Hitler hörte hinter Kahrs
Worten in Aramohn und Zorn und beklemmender
Sorge noch etwas anderes raunen: daß hier das
Steuer auf einen „Kampf gegen Berlin ohne
jede Einschränkung“ gerichtet war; daß
„der Kampf gegen Berlin, wie Dr. v. Kahr
sich führt, ein Verbrechen ist, außer man ist
entschlossen, den Kampf von der ersten Minute
an der nationalen Erhebung einzuglie-
dern“. Sie alle, die als gläubige Nationalisten
nach München gekommen waren, weil hier die
schwarz weiß rote Fahne ungehindert wehte,
ahnten nichts von der gewissenlosigen separa-
tistischen Mentalität, die sich da und dort hinter
dem patriotischen Wuttrieb verbarg.

Kahr stieg sich außer auf die ihm ergebenen
nationalen Verbände auf die bayerische Reichs-
wehr unter dem General v. Lossow, der für
Schwarz weiß rot gegen Ebert und Seißler,
den Reichswehrminister, gemuntert hatte, und
auf die bayerische Landespolizei unter dem Oberst
Seißler. Immer wieder hatten in den ent-
scheidenden Wochen vor dem 9. November Be-
sprechungen zwischen dieser Gruppe einerseits und
dem argwöhnisch beobachtenden „Deutschen
Kampfbund“ unter Adolf Hitler andererseits

stattgefunden. Sie alle hatten die Möglichkeit
eines Unternehmens gegen Berlin erörtert und
immer wieder war in den grundsätzlichen Mei-
nungen über die Notwendigkeit einer solchen Tat
volle Übereinstimmung erzielt worden. Immer
aber hatte sich auch gezeigt, daß die Ansichten über
die Mittel und die eigentlichen Ziele einer solchen
Tat nicht völlig gemeinsame Wege liefen. Über
die wichtigste dieser Unterredungen, die vom
6. November, als der Konflikt zwischen Kahr
und der Reichsregierung seinem Höhepunkt
erreichte, berichtete der Führer im Hitler-Prozess.

„Ich habe damals folgenden Gesamteindruck
erhalten: Kahr, Lossow und Seißler konnten nicht
mehr zurück, sie werden sich schlagen oder kapitu-
lieren müssen... Lossow erklärte am 6. No-
vember: „Ich bin unter gewissen Voraussetzungen
zum Staatsstreich bereit...“ Wir mußten aber
der Überzeugung sein, daß die Herren nur auf
einen Ausstoß warteten. Wir waren also
überzeugt: hier wird nur gehandelt, wenn zum
Wollen die Tat kommt. Wird andererseits die
Sache hinausgeschoben, dann könnte die Sache
zu ungünstiger Zeit abrollen, weil sich unsere
Leute nicht mehr zurückhalten lassen. Dazu kam,
daß Scheubner (Dr. v. Scheubner Richter,
der Beauftragte Hitlers, D. Verf.) mir mitteilte,
Lossow habe sich geäußert, wenn jetzt der Norden
nicht selbst losbricht, ist die Separation
unvermeidlich... Darum schien mir die
Lage so: Wenn der Norden den Ausstoß gibt, ist
die Sache gut. Wenn er das nicht tut, dann
kommt vielleicht der Ausstoß von
einer anderen Seite, die die Dinge
in ein anderes Wasser hinein-
fließen läßt. Es blieb daher nur die
einzige Möglichkeit, selber den Ausstoß zu
geben...“

Daß ein Kampf mit dem marxistischen Berlin
unvermeidlich sei, war damals die eisenharte
Überzeugung des gesamten oppositionellen Deutsch-
lands, ob es nun um Kahr oder um Hitler oder
um norddeutsche Führer geschart war. Aber
als Adolf Hitler zog die klaren Folgerungen.
Der Ausstand, den er für Säuberung des
Reichs zu unternehmen entschlossen war, mußte
zugleich die drohenden Versuche nieder schlagen,
ein Unternehmen zur Förderung des
Reichs in die Wege zu leiten.

In den ersten Novembertagen fand eine Be-

Vernehmung zwischen Hitler, Göring, Ribbentrop und Alfred Rosenberg in der Wohnung von Dr. von Scheubner-Richter statt. Hierbei stellte Adolf Hitler, einer Anregung Rosenbergs folgend, zunächst in Aussicht, die Aktion gelegentlich einer Parade vor dem bayerischen Kronprinzen in der Maximilianstraße durchzuführen. Dazu kam es jedoch nicht, weil die Parade durch starke Polizeiaufgebote gescheitert wurde, so daß eine Überempfindlichkeitsmöglichkeit nicht mehr bestand. Blutvergießen aber wollte Adolf Hitler, soweit nur irgend möglich, vermeiden.

Am 7. November rief Adolf Hitler zwei seiner wichtigsten Unterführer, darunter den militärischen Leiter des Kampfbundes, Oberstleutnant Kriebel, zu sich und beschloß endgültig mit ihnen, in der bedrängten Lage den Anstoß zu der Lösung zu geben, die im gesamten deutschen Interesse lag. Kriebel erklärte später: „Es handelte sich darum, den drei Führern die Tür aufzumachen. Wir wollten den drei Leuten, die am Sprungbrett standen, einen kleinen Schub geben, damit sie ins Wasser sprangen, das ihnen u. fast erschien.“

In großen Zügen wurden an diesem 7. November die Planung des Unternehmens durchgesprochen und die militärischen Vorbereitungen festgelegt; an die Unterführer des Kampfbundes gingen Mobilisierungsbefehle für die Verbände hinaus, ohne daß diese freilich schon wußten, wofür sie aufgerufen werden sollten. Als Zeitpunkt für das Unternehmen wurde der 8. November bestimmt.



Am 8. November führte sich zum fünften Male der Tag, an dem die Revolte der Schwärze über Deutschland herabbrach: das war ein Dinstag, das zur Verpflichtung werden konnte. — Und am 8. November hielt Kahr, umgeben von allen Würdenträgern der bayerischen Landeshauptstadt, eine große Kundgebung mit einer Rede gegen das Weimarer System ab. Eine Gelegenheit, die man nutzen mußte, wie jede Gelegenheit, die die Günstigkeit der Stunde bot. Am 8. November, da wieder nur Worte hinausgeschickt werden sollten in die fiebergeschüttelte, hungernde, wartende deutsche Welt, würden die Worte sich endlich zur Tat wandeln. Unererschütterlich war Adolf Hitlers Entschluß.

Die Versammlung im Bürgerbräukeller ist so überfüllt, daß die Menschen zwischen den Stuhlreihen stehen. Dabei handelt es sich nicht um eine eigentliche Massenversammlung. Geladen ist, was Rang und Namen hat: Offiziere der alten und der neuen Armee, Würdenträger aus den Ministerien und den Behörden, Professoren der Hochschulen, die Vorstehenden der nationalen Verbände, Männer von Gewicht und Einfluß, die alle für Kahr zeugen sollen, dem man in dieser Versammlung eine Huldigung darbringen will, eine demonstrative Kundgebung zugleich in seinem Kampf gegen Berlin. Uniformen blinken, hinter blauen Gläsern glänzen kluge Augen, unter weißhaarigem Schadel steigt manch heisser Gedanke für Deutschland auf, manche Sehnsucht nach jener alten Zeit der unerschütterten Ordnungen.

Aber in anderen Ecken der Stadt sammelt sich zur gleichen Stunde brennende Jugend: Schlosser, Studenten, Maurer, Kaufleute, einflüchtige Soldaten. Sie kennen keine alte Zeit der gesicherten Ordnungen. Sie kennen nur den erbitterten Kampf jedes einzelnen Tages, durch den man sich verbissen durchkämpfen muß. Ihre Uniformen sind zerklüftet, alte Waffenröcke, die schon in Flandern gelegen haben, und schabige Windjacken, die bei nadelkalten Übungen der Regen ausgewaschen hat. Und die Träger dieser Uniformen besitzen nur eines: den wachgerüsteten Glauben, der voll Bereitschaft, voll Hoffnung und voll Ehrfurcht ist.

Im Bürgerbräukeller begrüßt ein Kommerzienrat in donnernder Rede den Generalstaatskommissar, der über die „deutschen Menschenrechte“ sprechen will. Klingt dieser Titel nicht recht gelebter? Überhört von den Mägen einer Zeit, da die Menschen in ihren Gedärmen den Hunger spüren? Aber der Kommerzienrat ruft dem Mann mit dem sehr geliebten Thema dennoch sein Grußwort wie eine Huldigung zu: „Erzählen, seien Sie uns der Führer in ein neues, besseres, schwarz-weiß-rotes Deutschland!“

Und gleich nach den ersten Sätzen gibt Kahr auf den Ruf die Antwort, seine gewohnte anspruchsvolle Antwort, die mit einer ungeheuren Verantwortung den beladet, der sie erteilt. „Heute ist mehr denn je die starke Zusammenfassung aller nationalen Kräfte, ihre Eingliederung und Unterordnung unter die

Staatsautorität von einschlagender Bedeutung.“ Und das ist das Grundmotiv seiner Politik: der Führer bin ich, die Befehle gebe ich, die Macht ist bei mir, die Entschlüsse treffe ich — die anderen sind Geholgschaft, höchstens noch Tremmler...

Sehr hoch greift dieser Anspruch. Aber allzuoft schon war er geäußert und doch durch keine Tat gerechtfertigt worden. Ist er auch diesmal nur Redeschleier, die die Horrorsung zumeist, statt sie durch Entschlüsse zu erfüllen?

Doch während Rahr von Führung, Entscheidung und Wandel spricht, steht die Entscheidung schon an der Schwelle der Tür. Aus der Stadt sind bewaffnete Sturmabteilungen der Nationalsozialisten angereist und schwenken sich an, in aller Eile den Bürgerbräukeller auf seinen Partysesseln abzuräumen. Und Rahr redet, er redet so akademisch, wie es sein Thema mit sich bringt. Das sorgfältig ausgearbeitete Manuskript, das zur gleichen Stunde schon durch die Druckmaschinen der bürgerlichen Zeitungen läuft, ist wissenschaftlich und kühlt wie eine kluge geisteswissenschaftliche Seminararbeit, die einwandfreie Leistung eines tüchtigen Referenten, der alles Lob verdient... Aber wohin ist das Stöhnen der hungernden Massen draußen in den Ecken und Winkeln der großen Städte verbannt? Wo hallen die Schüsse wider, die Tag für Tag die Reichswehr in Hungerrevue und plündernde Demonstrationen schicken muß? Und wo brennen die Feuer, die die Jugend in ihren Herzen angezündet hat, damit das Reich gelaubert aus solchen Bränden auferglüht? Von alledem streift sich in der Rede des Herrn v. Rahr nichts wider. Man hat ja hochgebildetes Publikum vor sich, das man mit Geistesgeschichte beim Intellekt packen muß: was soll man sich da noch um Lebensschaffen bemühen, die nur das Volk kennt und nicht diese verneinende Reputationslichter hier im Münchener Bürgerbräukeller.

Draußen beziehen die Abwehrmannschaften ihre Stellungen. Drinnen im Saal heft Rahr Formulierungen über die ewige Staatsidee ab. Drinnen verhält sich eine Versammlung wohl-erzeugener Menschen sehr aufmerksam. Draußen flirrt dann und wann ein Schuß gegen einen Stein, ein Gewehrknall gegen die Mauer.

Und wie am Rahr aus seinem Manuskript einen Satz herausläßt, der zum erstenmal vor

Jahren in den Versammlungen Adolf Hitlers aufgetaucht ist, indes die beamteten Herren sich höflich entrüsten — wie nun Rahr Hitlers neue Einsicht hinunterredet in den Saal von Menschen: „Auch der stärkste und mit der größten Macht ausgestattete Staatsmann kann das Volk nicht retten, ohne tatkräftige und von nationalem Geist getriebene Hilfe aus dem Volk —“ wie diese Worte hinflattern durch den Raum, erhebt am Saaleingang störend ein Geräusch. Halbtauter Wortwechsel, Gedränge, Unmut. Adolf Hitler steht dort, neben ihm seine Begleiter, Ulrich Graf, Alfred Rosenberg und Dr. v. Scheubner-Richter. Plötzlich wird die Tür mit lautem Krach aufgerissen und ein Maidnengewehr in den Saal geschoben, bedient von dem aktiven Kriminalkommissar der bayerischen Polizei, Pg. Gerum, in feldgrauer Uniform.

Und nun zwängt sich durch die dichtgescharten Massen mit gezogenen Pistolen ein kleiner Trupp gegen das Rednerpult vor, die Menschen auseinanderdrückend, ein durchbrechender Keil, den selbstbewußte Entschlüsse treiben. Rahr stockt erschreckt. Die Versammlung springt auf. An den Wänden hinten steigt man auf die Stühle. Unruhe, Unruhe, Angst ist da — und plötzlich erkennend legendäres ein Ruf: „Hitler! Heil Hitler!“

Da ist er schon vorne mit seinen Gefolgsleuten, mit Rosenberg, Scheubner-Richter und Graf, ist vorne bei dem erblassenen Redner, steigt auf die Bühne, winkt Ruhe — und als sich das Summen der Unsicherheit und der Frage nicht legt, feuert er einen Schuß gegen die Decke des Saals, damit er gehört werden kann. Staunen und bange Frage in allen Gesichtern. Die dünne Rauchwolke des Schusses zergeht. Und aus höchster Spannung gedrückt, fällt ein schwingender Ruf den Raum.

„Die nationale Revolution ist proklamiert.“

Und während die Versammlung sich noch im Verstandnis bemüht, was denn eine neue Revolution solle, nachdem man doch unter den Folgen der marxistischen so schwer leidet, jagen der ersten Verkündung klirrende Sätze nach: „Die bayerische Regierung und die Reichsregierung sind abgesetzt. Eine provisorische





Reichsregierung wird gebildet. Die Kommanden der Landespolizei und der Reichswehr sind befehligt, Reichswehr und Landespolizei rücken bereits unter den Falkenkreuzfahnen heran . . .“

Es ist kein Zweifel; die Versammlung, die doch zusammengeströmt ist, um Kahr zu huldigen, bleibt in der Ratlosigkeit der ersten Augenblicke befangen. Unausgesprochen hangt in allen Augen die Frage, wie kann der Abgott Kahr sich zu dieser Sache stellen. Doch Kahr wird eben, zusammen mit General v. Lossow und Oberst Seisser, zu einer Unterredung in das Nebenzimmer gebeten.

Die Unterredung hat nur kurze Zeit gedauert. Im Hitler-Prozess haben die Herren Kahr, Lossow und Seisser ausgesagt, daß diese Spanne unter dem Zeichen der Pistole gestanden hätte und daß sie selber diesem Zwang nur durch „Komodiestspielen“, durch Ehemalzusagen mit der Absicht, sie nachher zu verleugnen, hätten begegnen können. In Wirklichkeit muß die Unterredung unter einem ganz anderen Zwang gestanden haben: unter der beschwörenden Kraft von Adolf Hitlers Worten, Hitlers lobendem Staunen, Hitlers Willen zur Tat — und unter der sehr realen Notigung der politischen Lage, in der sich die drei Herren selber seit Wochen befanden. Seit Wochen bestand jede Handlung der bayerischen Staatsgewalten in Ausfektionen, Verstoßen, ja Menterereien gegen die gültige Weimarer Verfassung. Seit Wochen wurde die klare Entscheidung vor dieser Lage — entweder offener, gewalttätiger Bruch mit der Regierung Stresemann, Ebert oder kaiserliche Konstitution — ängstlich hinausgezögert. Nun zerriß der Führer die aberwitzige Spannung und stellte die Frage klar: „Ein Jaiid gibt es nicht mehr, oder wir gehen zugrunde.“

Die drei Gefragten mußten sich vor dieser Entscheidung gebreht und gewunden haben. Waren sie ihrer tiefsten Natur nach eben doch nur Zauderer? Von Kahr hatte keiner, der urteilen konnte, eigene politische Entscheidungskraft erwartet. Lossow hatte ein Musterbeispiel bürgerlicher Haltung gegeben, als er das berühmte Wort prägte, nur dann könne er an einer Sache teilnehmen, wenn er 51 Prozent Sicherheit für ihr Gelingen schon vorher im Notizbuch ausrechnen könne. Seisser war ein unpolitischer Offizier. Lag es nicht nahe, daß ihnen der hohe Mut zum Wagnis — der einzige Mut, der große Geschicke

bildet — abging? Besonders, wenn noch andere Pläne, weniger entschlossene, weniger auf harte Auseinandersetzung eingestellte und weniger auf einen Säuberungskampf ausgerichtete, im Hintergrunde wachgehalten wurden?

Der Führer greift, um in diesen Unklarheiten eine eindeutige Stellungnahme zu erzwingen, zu einem Mittel, das er fortan immer wieder anwenden sollte, sobald ein wichtiger Entschluß in das innerste Leben der Nation hineinragt: er legt seinen Entschluß dem **Volk** zur Prüfung vor. Hier freilich, in diesen knapp gehaltenen Minuten der Entscheidung, ist das Volk nur durch die kleine Versammlung vertreten, deren Gesicht sich durch das Hineinströmen von Nationalisten etwas verändert hat. Immerhin ist das Ja einer Versammlung entscheidend für das Ja der Zauderer, die aus der Kraft des eigenen Herzens dem Entscheid nicht wagen.

Hitler tritt vor die Versammlung, die noch immer von Fragen nach dem Sinn der rasselhaften Vorgänge durchdrungen ist und in der manch unterirdisches Gefühl der Abneigung kribbelt, und hält vor ihr eine greise Rede. Er gibt die Männer der neuen Regierung bekannt. Er reißt vor aller Augen hart und grausam den Vorhang entzwei, der den Sinn dieser Stunde noch für viele verbüllt. Und er vollbringt das Wunder, mit einigen knappen Sätzen die feindsche und argwöhnische Stimmung der Versammlung so in ihr Gegenteil zu wandeln, daß diese am Ende wie ein brausendes Meer der Zustimmung ihm entgegenbraust. Am Prozeß hat später ein Zeuge gelagt, daß er so etwas noch nie erlebt habe. Adolf Hitler beginnt:

„Heute vor fünf Jahren wurde die größte Schandtat begangen, die unser unglückliches armes Volk in dieses mafiöse Elend gestürzt hat. Heute, nach fünf Jahren, muß der Tag sein, da sie beendet wird. Ich schlage deshalb folgendes vor:

Eine bayerische Regierung wird gewählt. Ich schlage als Landesverweser Herrn von Kahr vor.“ Da zerbricht die Ratlosigkeit der Versammlung, die um Kahrs Schicksal gebangt hat, in heftigen Jubel, und Adolf Hitler ruft:

„Die Regierung der Novemberverbrecher in Berlin wird für abgesetzt erklärt, Ebert wird für abgesetzt erklärt!“ Neuer anschwellender Jubel. „Eine deutsche Nationalregierung wird in

Bavarn, hier in München, heute noch ernannt. Es wird sofort gebildet eine deutsche Nationalarmee!"

Dann stimmen alle, auch die Zögernden, zu. Adolf Hitler fährt fort: „Ich schlage deshalb vor. Bis zum Ende der Abrechnung mit den Verbrechern die heute Deutschland zugrunde richten, übernehme die Leitung der Politik der provisorischen Nationalregierung ich!"

Aber nun sind in den Gedächtnissen die alten jüwelschen und hochmütigen Fragen, wie dieser frühere Maurer, Maler, dieser bloße Redner denn so maßlos über sein eigentliches Amt, bloßer Fremdling zu sein, hinausgreifen konnte. Doch schon erlösen die Fragen in neuer Zustimmung: „Erstellen Eudendorff abtrümmelt die Leitung der deutschen Nationalarmee General v. Lossow wird der bisher Reichswehrminister. Oberst von Seißer wird der bisher Reichswehrgemeinder —."

Da gibt der Schwärmer echter Freude über alle Maßstab. Denn nun haben sie sich endlich gefunden, die um die Erneuerung des Reichs bisher immer wie an getrennten Fronten gekämpft haben. Wer muß im Kampf dieses Lebens unglücklich absteigen, wenn von diesem abgehenden Mythen da droben, der so unerschütterlich, so unüberwindlich und doch so mitreißend glänzend ist, nun in Lenz erlöset. Sorge an sie alle eine Frage gerichtet wird, deren Beantwortung Geschicke bilden kann? Sehr viel greift Hitlers Frage: „Draußen sind drei Männer — bitter, schwer wird ihnen der Entschluß. Sind Sie einverstanden mit dieser Lösung der deutschen Frage? Was uns jubelt, ist nicht Leidenschaft und Egoismus, sondern den Kampf wollen wir annehmen in der nächsten Stunde." Es ist eine beschwörende Stimme, die sich in die Herzen dringt, als wäre keine Schranke mehr vor ihr abgeschlossen. Und brandend schallt das Ja, der Kampf der Zustimmung, die Elbarte einer Elbe von Verwandelten in das Nieben immer hinein, als Hitler wieder die Tür hinter sich schließt. . .

Es hat dann nicht mehr lange gedauert, bis die drei Herren ihre Zustimmung gaben. Eudendorff, im Kratzen herbeigeholt und kurz unterrichtet, ist unmittelbar nach Hitlers Rede gekommen und hat sich sofort hinter den Führer gestellt: „Sehen Sie mit uns, tun Sie das gleiche!" fordert er Lossow und Seißer auf. Die beiden

Offiziere haben zuerst ihre Zustimmung gegeben, beide nach den Aussagen verschiedener Zeugen in tiefer Rührung, Kahr jedoch hat länger nach dem Entschluß getastet, sich dann aber auch vorbehaltlos zu den anderen gestellt, freilich mit dem Bemerkten, daß er die Landesverweigerung als Statthalter der Monarchie annehme. Aber was wiegt dieser Vorbehalt, wenn es um die große Säuberung Deutschlands geht!

Dann werden die Erklärungen drängen im Saal, vor ohren Verlautbarung, in Angest. Tausender, im Angesicht leiser, beobachtender, kluger Menschen feierlich wiederholt. Kahr als erster. Danach tief erschüttert Hitler: „Den Dank an Kahr brauchen wir heute nicht auszusprechen, er ist in diesem Augenblick in die Geschichte des deutschen Volkes eingegraben. Und ich will jetzt das erfüllen, was ich mir heute vor fünf Jahren, als ich als blinder Krappel im Exil lag, gelobt nicht zu ruhen und nicht zu rasten, bis die Verbrüder des November 1918 zu Boden geworfen sind, bis auf den Trauerstein des heutigen jammervollen Deutschland wieder auferstanden sein wird ein Volk so in der Macht und der Größe, der Arbeit und der Herrlichkeit!"

Die anderen Herren schworen sich unaussprechlich der neuen Front zu. Und dann kam ein Bild, das den Tausenden ans Herz geht, weil sie nun alle erfüllt haben, was seit Monaten vergeblich versucht ist. Und er und Hitler haben lange Hand in Hand, Kahr mit Tränen in den Augen. Hitler starrt, Blicken ausstrahlend. Und wie zur Bestätigung legt Kahr noch die linke Hand auf den Hand der beiden rechten. Und einen Augenblick gehalten. Ein Spruch der Führer der drei Massen bedeutet von den Seiten, und nun brandet der Ruf an den Warden des Saals: „Vor, Schwert auf die Straße hinaus, geht in alle Stuben hinein, in die Winkel nach Hofe der Stadt, in die dunklen Höhlen der deutschen Menschen, die schon den Glauben an einen Sinn des deutschen Schicksals hatten aufgeben wollen, das Lied: „Deutschland, Deutschland über alles — — —"



Eudendorff vertraute Kahr, Lossow und Seißer, als er sich ohne den Fahrer im Beratungszimmer des Bürgerbräukellers befand. Adolf Hitler war zur Kaserne bes

Infanterie-Regiments 19 gefahren. Dort war sein persönliches Eingreifen notwendig geworden, weil sich dieses Regiment geweigert hatte, die Tore der Revolution zu öffnen. In den folgenden Minuten entschied sich das weitere Schicksal. Kahr, Lossow und Seißer versicherten dem General Ludendorff in ihrer Eigenschaft als deutsche Offiziere ehrenwörtlich, daß sie jetzt alle Maßnahmen zur Durchführung der feierlich gelebten Maßnahmen treffen wollten, und begaben sich, nachdem dieses Bündnis nun auch zwischen Ludendorff und ihnen durch Handschlag besiegelt worden war, zu ihren Dienststellen.

Wenige Stunden nach diesem Augenblick aber war über Deutschland Kahrs Funkspruch hingelagert: „Generalstaatskommissar von Kahr, General von Lossow, Oberst von Seißer lehnen Hitlerputsch ab. Mit Waffengewalt erprechte Stellungsnahme in Bürgerbräukeller unzulässig.“

Während München noch lang, immer freudiger, aus immer tieferen Schichten des Herzens heraus, während man in der Stadt die Fahnen aufzog, während man im Bürgerbräukeller, dem nationalsozialistischen Hauptquartier, feierhafte Zusammenkünfte betrieb, die errungene Macht zu sichern, rief in den Kasernen großer Alarm die Truppen unter Gewehr.

Kahr, Lossow und Seißer waren vom Bürgerbräukeller aus unbehelligt in die Stadt gefahren, und jedermann hatte geglaubt, sie würden die besprochenen Pläne mit dem roten Berlin nunmehr in Angriff nehmen. Aber sie hatten Entschlüsse und Ehrenworte abgestreift wie ein lästig geworbenes Kleid, und ebenso wenig wie sie die Entscheidung zur vielberedeten und oft beschwägten Tat von selber gewagt hatten, wagten sie jetzt, da der fortwährende Wille eines Stärkeren nicht mehr neben ihnen stand, für ihren beschworenen Entschluß einzustehen. Sie sprangen ab.

Doch sie verbemühten diesen Wandel den anderen. Damit ließen sie zu, daß diese, getreu der Abrede, ihre Scharen mobilisierten, die Schulter an Schulter mit den Truppen des Staates marschieren sollten, nun aber in deren Salzen hineinmarschieren würden, ohne von diesem furchtbaren Wechsel zu wissen.

Während der Nacht vom 8. zum 9. November zeigt es sich, daß alle Versuche, mit Kahr und den beiden Militärs in Verbindung zu kommen, er-

folglos bleiben. Ferngespräche treffen die Gerufenen nicht an, Abgesandte kehren ergebnislos zurück — und so sinkt allmählich der unfaßbare, ungeheuerliche Argwohn in die Gedanken, daß hier an irgendeiner Stelle ein Verhängnis, wenn nicht gar eine Unredlichkeit im Spiele sei. Schon bestätigen neue Meldungen diesen fürchterlichen Verdacht: Verbände des Kampfbundes seien von Truppen des Staates entwaffnet und festgesetzt worden; vor den Kasernen stehe Polizei unter Gewehr; Verbindungsoffiziere, die man in die Kasernen der Reichswehr schickte, damit sie Lossow fanden, kehren überhaupt nicht wieder, so daß wohl nichts anderes mehr übrigbleibt, als sich die grausame Erkenntnis einzupreissen, sie seien zurückgehalten worden. Je größer aber sich dieser Gedanke in die Gehirne reißt, desto klarer wird es, daß Welten zusammenbrechen. Nicht nur das Unternehmen, für das man kämpften und sterben wollte, weil Deutschlands Schicksal daran zu hängen schien, sondern auch andere Dinge: der Glaube an ein gegebenes Wort, der Glaube an Ehre und Treue und Waffenbrüderschaft, der Glaube an die ehrenwürdigsten Tugenden von Männern gegen den grauenhaften Morgen zu kann man nichts anderes mehr annehmen, als daß eine Kluft ausgerissen ist, an der das Unternehmen zu scheitern droht. Einzig die Frage bleibt vor dieser Bitterkeit noch offen, wie die Bewegung zu retten sei, nachdem der Versuch zur Erhebung gescheitert ist. Und man kann die Bewegung nur retten, wenn man mit den letzten Mitteln noch einmal versucht, das Welt mit sich zu reißen.

Aus solchen Überlegungen heraus kommt es in den Mittagsstunden des 9. November zu dem Marsch in die Stadt, in die Geldhofgärten an der Zelbherenhalle. Vor dem Bürgerbräukeller sammeln sich die Kampfbundstruppen in Marschkolonne. Strenge Befehle ordnen das Entladen der Gewehre an. Nicht Gewalt soll dem Marsch das Geheiß ausdrücken, sondern die Treue, der unverrückteste Wille zur Zukunft, der lobende, jugende, fordernde Glaube an ein Dennoch und an ein Morgen, das keinen Treubruch kennt.

Die Kolonne marschiert und singt. Am Straßenrand stehen wartende Menschen und singen mit. An der Spitze des Zuges gehen mit Viller und Ludendorff die Führer der Bewegung, Bahnbrecher, Breisdenkschlager, Getreue aus den entscheidenden Stunden: Graf, Göring,

Rosenberg, Streicher, Weber vom Bund Oberland, Dr. v. Scheubner-Richter, Schickelanz und viele andere, deren Namen heute bekannt sind. Auch die Fahne ist an der Spitze, die heute die heilige Blutflagge der Bewegung ist. Ihr Knistern klingt manchmal wie Taktschlag in den Märmersang hinein.

Am Marienplatz vor dem Rathaus ist schier kein Durchkommen, so dicht stehen ergriffene Menschen Kopf an Kopf. In den engen Straßen um das Rathaus drängen sich gleiche Massen. Immer schreist sich der rauschende Klang ihrer Lieder gleich einem hüllenden Mantel um den Zug. Immer ist die Gewissheit da, daß das entflammte Herz dieser Stadt dem Nationalsozialismus gehört, und nicht den anderen.

Als der Zug sich dem Ende der Meißnerstraße nähert, tritt ins Blickfeld der Marschierenden jenseits des Odeonsplatzes die Ludwigsstraße, Münchens prächtige Triumpfstraße. Soll dort, umlobt vom Jubel der Massen, der Zug enden, den Sieg des Glaubens auch in der Stunde verkünden, da aller Glaube hinstirben möchte? „O Deutschland hoch in Ehren“, singen die Marschierenden und das Volk am Straßenrand, „Du heiliges Land der Treu — —.“

Aber als der Zug an der Feldherrnhalle einbiegen will auf den Odeonsplatz, geben die Machthaber auf alle Träume von Glauben und Sieg über die Seele des Volkes die kaltschnitlige Antwort. Plochtiges Salvenfeuer einer Polizeiabteilung und eines Panzerwagens, das in den eingezeichneten, abmurrlosen und ungewachten Zug fährt, reißt Dutzende der singenden jungen Deutschen auf das Pflaster, setzt bellend durch den hundertsachen Schrei des Entsetzens, schlägt die Klänge des stolzen Liedes in Trümmer, erstickt sie vollends im Stöhnen der Fallenden . . .

Dann noch singen sie weit hinten „Du heiliges Land der Treu“, aber vorne fließt einer vor und wälzt über sein verrinnendes Blut hin: „Sie sähten auf Schwarzweissrot“ — und stirbt. Die Fahne liegt auf dem Asphalt, ihr Fahnriß aber ihr und färbt ihr Rot noch tiefer und leuchtender und weher . . .

Und unaufhörlich weht aus der Ferne das Lied über den Ort des Grauens: „Du heiliges Land der Treu — — —.“



Am 9. November 1923 sind unter deutschen Kugeln 18 junge deutsche Menschen für Deutschlands Wiedererstehen dem Kriegerdod gestorben. Adolf Hitler blieb nur darum von der Salve verschont, weil sich im Augenblick der Abdrücke sein Begleiter, Ulrich Graf, vor ihn geworfen hatte, um ihn zu decken; von Kugeln durchsiebt, hat der Treue dem deutschen Volk den Führer gerettet. Niemals darf das vergessen werden! Etwa dreißig Schritt vor der Front her schritt Pg. Julius Streicher und rief der Landeshauptstadt zu: „Müßt ichießen! Ludendorff marschiert mit uns!“ Ludendorff ging unverfehrt durch das Feuer auf die schießende Schützenlinie zu. Doch neben Adolf Hitler fiel Dr. von Scheubner-Richter, und Hermann Göring, damals Führer der S. A., wurde schwer verwundet. Unter dem Kugelnregen hindurch wählte er sich in eine nahegelegene Apotheke und gab von hier aus die Durchzugsbefehle für die S. A. Im Stöhnen der Sterbenden neigte sich der Tag.

Über der Stadt, die den heranmarschierenden deutschen Revolutionären ihren Jubel entgegengeklungen hatte, lag dann eine Weile dumpfes Grauen. Bald aber erlebten die Regierungsmänner, die geglaubt hatten, mit Salvenfeuer siegen und triumphieren zu können, eine unerwartete Verwandlung in der Seele des bayrischen Volkes. Noch am Abend des 9. November durchzogen Tausende die Stadt, und der überall ausbrausende Gesang vaterländischer Lieder war ein einziger Riesenprotest gegen die verräterischen Machthaber in München und Berlin. Die siegreichen Regierungsmänner fanden sich in einer Zone enger Einsamkeit, gegen die nur der Volkszorn ankief.

Der Marsch zur Feldherrnhalle hätte nach den ursprünglichen Plänen mit friedlichen Mitteln die Massen für den Nationalsozialismus gewinnen sollen. Nunmehr aber, da sich die friedliche Absicht zertrümmert hatte und auf dem Asphalt Opfergang ihres Glaubens lagen, gewann der Todemarsch seinen Sieg in jene tieferen Schichten der Seele, die ein bloßer Demonstrationzug niemals erreicht. Nicht mehr zum Jubel und zur Begeisterung wurden die Massen in der nachfolgenden Zeit aufgerufen, sondern zum Hochrufen: zur Treue und zum Bekenntnis.

Achtzehn junge Leben waren erloschen, und dennoch war der 9. November ein Sieg. Adolf

Hiller hat in seiner Schlussrede im großen Prozeß Worte gesprochen, die ewig denkwürdig bleiben werden: „Die Tat des 8. November ist nicht mißlungen. Sie wäre dann mißlungen, wenn eine Mutter gekommen wäre und gesagt hätte: Herr Hitler, Sie haben auch mein Kind auf dem Gewissen. Aber das darf ich versichern: es ist keine Mutter gekommen. Tausend andere sind gekommen und haben sich in unsere Reihen gestellt. . . Das ist das sichtbare Zeichen des Scheiterns vom 8. November, daß in seiner Folge sich die Jugend wie eine Sturmflut erhebt und sich zusammenschließt.“

So waren diese Tage, der 8. und 9. November, eine erste brechende Wahnung, die sehr ernste Andeutung eines bis zur Entscheidung vortragenden Kampfes gegen die in Deutschland herrschenden neuen Gewalten. Schon damals war zu erkennen gewesen, daß die Weimarer Republik aus der Kraft ihrer eigenen Mittel und eigenen Ideen diesem Sturm nicht begegnen konnte. Die Biographin des damaligen Reichskanzlers Stresemann erzählt, daß Stresemann noch in der gleichen Nacht eine Kabinettsitzung einberufen hatte, weil ihm war, als breche das Haus der Unteranga der Republik, herein.

In ihrer ganzen Ratlosigkeit saßen die verschlossenen Minister da, die man aus den Zeiten geholt hatte, bedrückt und nur mit flüsternden Stimmen. Einer der bedeutendsten Männer in diesem Kabinett aber fehlte. Es war Unruhe und Sorge da, weil gerade er fehlte. Da öffnete sich die Tür — und ließ plötzlich einen Gang frei, als ob alle unwillkürlich zurückgewichen waren. General von Seeckt ging durch das unwillkürliche Spalier der Erwartung, groß, schmal, in der enganliegenden, feldgrauen Uniform, ohne jede Spur des häßlichen Ausbruchs. . . In dem unbeweglichen Gesicht hatte keine Winkel. Alle Blicke, die sich ängstlich forschend an ihn hefteten, prallten an der schweren Mauer ab. Dann berührte Stresemann. Seine Sturme war schon längst verhaßt — und General von Seeckt sah wie noch immer. . . Durch die Anwesenden jagte das angestrichelte Gefühl, als ob ihre ganze Erregung, die Macht, die sie schützelte, die Sorge um das Morgen, die an ihren Nerven rief, diesen Mann nichts angingen. . . Ebert hielt es nicht länger aus. Er sprang auf und rief erregt durchs Zimmer. Seine Stimme hatte einen leisen Ton der Heiser-

keit, als er die Frage stellte, die in jedem Herrn rumorte: „Und die Reichswehr, Herr General, halt sie zum Reich oder zu Bayern!“ Seeckt sah den Sprechenden an. Eine blaue Flamme schoß plötzlich in seinem Blut auf und war wieder verschwunden. „Die Reichswehr halt zu mir, Herr Präsident.“

Am anderen Tag war General v. Seeckt zum Inhaber der gesamten vollziehenden Gewalt im Reich bestellt. Das bedeutete: in einer Stunde, da sie vor einer Entscheidung stand, hat die Weimarer Republik mit samt ihren ionenden, larmenden, schellenlauten Grundfragen von Freiheit und Parlament und Volkswillen flüchtig kapituliert und sich wieder hinter die Gewehr eines Soldatenrums geflüchtet, das offiziell keinen Kurzwert mehr befaß. Immer wieder sollte es auch fortan so sein, auch in der besser konsolidierten Republik der späteren Jahre: wenn sie ihre eigenen parlamentarischen Grundfragen zu einem Waffengang stellen sollte, der Entschiedenheit bringen konnte, brachen ihre freiheitlichen Theorien zusammen, und sie rief die Gewalt: Polizei, Vorverordnungen, Hummelmäppel, Gewehr. Der 9. November hatte gewiß, auch wenn er äußerlich gelungen wäre, das Dritte Reich noch nicht gebracht. Aber schon dieser Teufelskampf im Ringen um das Reich hatte gezeigt, daß das System von Weimar seine verderbliche Poth auf einer brüchigen Grundlage trug und in sich selber, seinen eignen Ideologien, keine tragenden Stützen befaß.

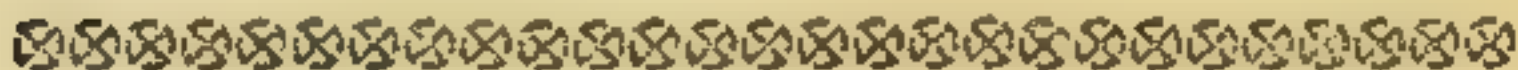
Der 9. November hat endlich den bayerischen Separatismus in seinen gefährlichsten Formen für immer verdrängt. Kahr und seine Leute hatten seit Wochen den Marsch auf Berlin — ihren eignen Marsch auf Berlin — planmäßig vorbereitet, anders in ihren Zielen als Adolf Hitler, der doch an sich die gleiche Parole verkündete. Sie hatten Steuergelder für Bayern zurückgehalten, sie hatten Reichsbankgelder für Bayern beschlagnahmt, sie hatten an der nördlichen Grenze Bayerns legale und illegale Truppen Stellung beziehen lassen, sie hatten für den 12. November Pläne im Hintergrund, die sie Adolf Hitler, dem Partner vieler Besprechungen, sorgsam verschwiegen. Entscheidungen waren zu jeder Minute fällig — Entscheidungen gegen das Reich. Als aber Adolf Hitler seine Entscheidung — die Entscheidung für die Gewinnen

des Reiches in den Vordergrund schob, waren die gefährlichsten Platte der anderen für immer durchkreuzt. Der bayerische Partikularismus mußte nun alle geheimen und halbgeheimen Absichten lassen. Kaum war der Zug der deutschen Revolution an der Feldherrenhalle zusammengebrochen, da geschah es, daß die Reichshaber Bayerns, die sich seit Monaten nur als Diebsteu gegen das rote Berlin abgedat hatten, vor diesem gleichen Verlust zu Kreuze krochen und huldigten. „Der Konflikt zwischen Bayern und dem Reich ist jetzt beglichen“, schrieb die Presse. Und über dem Blut der Erschossenen warfen sich die widerverlobten Gegner die Halle ihres Einverständnisses in Gestalt von Erklärungen zu, die den besiegten Nationalsozialismus beschimpften. „Treu und Wortbruch ehrgeiziger Gezeiten“ rief Kahr, der Statthalter einer eingebildeten weißblauen Monarchie, und zeigte sich vor den Herren der schwarzrotgoldenen Republik. „Eine bewaffnete Horde hat sich angemacht, Herr Hitler, der erst vor kurzem die deutsche Staatsangehörigkeit erworben hat, zum Leiter der Geschichte Deutschlands zu bestimmen“, zeterien, obendrein schlecht unterrichtet, Ebert und Stresemann und blühten verzeihend auf das demütigte Bayern herab, das eben noch als der Eis aller schwarzweißroten Gefahren gesalben hatte. Nun war es klein und klaglich geworden. Nun bettelte

es darum, wieder in Gnaden angenommen zu werden.

Die Bitte wurde erfüllt. Ebert der Marxist, Stresemann der Liberale, Josef Wirth der Klerikale organisierten den reinigen Einmarsch aus dem noch klerikaleren Süden milde die Arme. Und unverwundbar schieden sich fortan die Fronten. Auf der einen Seite konsolidierte sich das „Zwischen“, die Einheitsfront ad der bayerischen politischen Gruppen — roter, schwarz, schwarzrotgoldener, weißblauer, jüdischer —, die ihr einziges Amt darin sahen, den schwankenden Weinarter Zustand zu verteidigen, eine Front der Verlegenheit und der ewigen Angst. Auf der anderen Seite ging eine Saat auf, die ihre Wurzel in das edelste Erdreich senkte, in tapfere Herzen.

Ganz von vorne hat der Nationalsozialismus wieder anfangen müssen — äußerlich. Aber was er errungen hatte, war die erste Bewährung. Denn wahrhaft hohe Werte beweisen sich erst, wenn sie mit Blut getuftet worden sind. Als der Marsch zur Feldherrenhalle in Schüssen und Tod zusammenbrach, sahen das Ende gekommen. Doch von der gleichen Stätte, die das erste heldische Opfer für den jungen nationalsozialistischen Glauben gesehen hatte, ging der neue nationalsozialistische Marsch aus: der Weckmarsch in die Herzen des erwachenden Volkes, der Siegemarsch auf die Zinnen des Reichs.



Ein Völkerschicksal von 70 Millionen liegt auf der Waagschale des ewigen Weltgerichtes, und was vielleicht nur an Stunden verläumt wird, vermögen Jahrhunderte nicht mehr gutzumachen. In dieser Überzeugung hielten wir am 8. November 1923 die Stunde für gekommen. Ob wir recht gehandelt haben, wird letzten Endes kein Staatsanwalt und kein Gerichtshof des Augenblickes entscheiden, sondern dereinst die deutsche Geschichte.

Adolf Hitler in seiner Schrift „Warum mußte ich 8. November kommen?“

Fragekasten

A. B., Niederschönhausen.

Ihre Ausführungen entsprechen der gegenwärtigen Gesetzeslage. Wir verweisen im einzelnen jedoch auf die Darlegungen in dem Aufsatz des Herrn Oberlandesgerichtspräsidenten Dr. Bergmann „Arisch-jüdische Mischlingen“ (Zeit. Schrift für Staatsamtswesen 1934 Nr. 23 Seite 425) sowie die Urteile des Reichsgerichtes vom 12. Juli 1934 IV 94/34 und IV 84/34 (Zeitschrift für Staatsamtswesen 1934 Nr. 23 Seite 419). Es ist somit eine Erwählungs- o. ä. Möglichkeit bei dem von Ihnen vorgetragenen Sachverhalt gar nicht gegeben. Es ist aber davon eine besondere Erwählung Ermächtigung. Ob eine solche zu erwählen ist, steht noch dahin. Die betreffende Nummer der Zeitschrift für Staatsamtswesen kann auf dem hiesigen jüdischen Standesamt eingesehen werden.

W. D., Böhlen.

Mannabzeichen als Politischer Leiter darf nur tragen, wer von der zuständigen Dienststelle zum Politischen Leiter mit der Berechtigung zum Tragen einer Uniform in dem entsprechenden Dienstrang ernannt worden ist. Zum Beispiel: Stellvertreter 2. Dienst auf bestbraunem Tuchspiegel; Stellvertreter 1. Dienst auf bestbraunem Tuchspiegel. Stellvertreter der Deutschen Arbeitsfront können, wenn sie Parteigenossen sind, den Dienst auch als Stadtleiter erhalten. Die Entscheidung fällt der zuständige Höchstbefehlshaber, daselbst wie für den Stellvertreter der NSD. Gemeinschaft „Kraft durch Freude“. Stadtleiter und Stadtwarte sind vorerst ohne Dienstauftrag.

H. L., Münster.

Das Schlesische Versuchungsabzeichen (Schlesischer Versuch) ist ein Ehrenabzeichen, das am 10. Juni 1919 vom damaligen Generalkommando des VI. A.K. gestiftet und als äußeres Zeichen der ehrenden Ernennung an die Verteidigung der bedrohten Provinz Schlesien ursprünglich nur für Angehörige der dem VI. A.K. unterstellten Grenzschutzformationen bestimmt war (späterhin aber auch an Zivilpersonen, die sich in hervorragender Weise um das Deutschtum in Oberschlesien verdient gemacht haben, verliehen wurde. Die Verleihung wurde nach Aufgeben des Generalkommandos des VI. A.K. in die Verleihen VI von der 2. Kavalleriedivision (Breslau) weiter vorgenommen. Am 15. April 1921 ist die Verleihung des Schlesischen Versuchungsabzeichens (Schlesischer Versuch) eingestellt worden.

M. W., Köln.

Eine Kennzeichnung der Politischen Leiter braucht in der Dauer ihrer Zugehörigkeit zur NSDAP, einen Anker bei der SA durch Armeekreuzen, ist nicht notwendig, ebensowenig ist in Aussicht genommen, den Verleih in der Bewegung ein Verwundetenabzeichen zu verleihen.

W. M., Schwarzenberg.

Auf dem Dienstausweis des Politischen Leiters dürfen Abzeichen anderer Einrichtungen der Partei nicht getragen werden.

W. M., Friedrichslagen.

Es ist in absehbarer Zeit nicht mit einer Aufhebung der Aufnahme Sperre seitens der Parteileitung zu rechnen. Das gilt auch für SA-Angehörige.

J. L., Niederbarnum.

Die Zugehörigkeit zur Technischen Reichsliste vor der Machübernahme berechtigt nicht zum Tragen der Armeekreuzen für altgediente SA-Männer.

A. B., Berlin.

Es ist allen Sachde des Ortsgruppenleiters, zu entscheiden, ob ein Politischer Leiter seines Bereichs abzuheben ist oder ob nicht, falls er krank geworden, erneut mit dem Amt eines Politischen Leiters beauftragt wird. Im Falle einer Verurteilung des Politischen Leiters darf dieser selbstverständlich die Uniform tragen.

H. D., Frankfurt a. M.

1. Die NSDAP ist ein Amt in der Partei, der nur Parteigenossen angetreten dürfen. Die Verbindung mit der NSDAP ist durch die Führung und Stellung von Personen für die Reichsbetriebsgemeinschaften Handel und Handwerk geregelt.
 2. Die NSDAP, Angestellten- und Unternehmerverbände sind aufgelöst und deren ehemaligen Mitglieder als Einzelmitglieder in die Deutsche Arbeitsfront eingegliedert.
 3. Die NSDAP ist wie die NSDAP ein Amt in der Partei und stellt die Warte für die Reichsbetriebsgemeinschaften 1-16.
 4. Die NSDAP, Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ ist ein Amt im Hauptamt der NSDAP.
 5. Der Reichsanwalt und die Reichskulturkammer sind Körperschaften öffentlichen Rechts, durch das Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft und das Reichspropagandaministerium gebildet. Beide, Reichsanwalt und Reichskulturkammer, sind gleichzeitig anerkannte Stände, die nicht der NSDAP durch unterstellt sind.
- Der Reichsband der Deutschen Frauen, der NSDAP-Führer und der NSDAP-Führer sind keine Körperschaften öffentlichen Rechts sondern Organisationen, die von Amtern der NSDAP betreut werden; z. B. das Amt für Frauen der NSDAP betreut den Reichsbund der Deutschen Frauen, das Amt für Erzieher der NSDAP-Führer, und das Reichsrechtswort der NSDAP-Führer.

K. P., Deutsch-Wilhelmsdorf.

Der Stiefsohn ist nur seinen Stiefkindern nach den allgemeinen Bestimmungen des bürgerlichen Gesetzbuches nicht verwandt, sondern verwandt. Die Stiefkinder gehören daher auch nicht zu den arischen Ankeren des Bauern, da der Erbhof der Mutterverwandtschaft erhalten bleiben soll. Gesetzlicher Anker ist in dem von Ihnen angeführten Falle der Schwesterohn. Jedoch besteht die Möglichkeit, daß der Bauer einen Stiefsohn adoptiert. Ist dann könnte das Ankerverhältnis für den nächsten auf das Inkrafttreten des bürgerlichen Gesetzbuches in einem Erbfall bestehen. Dieser Stiefsohn von dem Bauer zum Anker bestimmt wird, wenn er beim Inkrafttreten des Gesetzes bereits längere Zeit mit ein Kind im Hause des Bauern gelebt hat.

Das deutsche Buch

Alfred Rosenberg:

„An die Dunkelmänner unserer Zeit“

Hohenheim-Verlag, München, 1935. 880 RM.

Bei der Mehrheit aller Deutschen, die in der reinen geistlichen Richtung, in der verheerenden Durchdringung unseres Volkes mit jüdischem Gedankengut eine wesentliche Ursache völligen Niederganges durch die Jahrhunderte erblicken, hat das Hauptwerk Alfred Rosenbergs „Der Mythos des 20. Jahrhunderts“ wie eine Erlösung gewirkt. Bei einer Minderheit jedoch ist unter fleißiger Führung dieses Werk zum Objekt fortgesetzter Angriffe geworden, die angeblich auf den „Privatmann“ Rosenberg hingen, in Wahrheit aber das Fundament der nationalsozialistischen Weltanschauung untergraben sollen. Es ist ein verdeckter, scharfer Kampf, eröffnet mit der feierlichen Verdamnung des „Mythos“ durch die katholische Kirche im Jahre 1933 und fortgesetzt beharrlich weitergeführt auf fast allen Gebieten des täglichen Lebens. Hierbei hat der Klerus im Verein mit einigen Drachenvögeln des verflochtenen Zentrums als Sprachrohr eine Propaganda veranstaltet, die sich „Studien zum Mythos des 20. Jahrhunderts“ nennt und die der Bischof von Münster mit einem Geleitwort versehen hat. Anonym bieten hier „Nachgelehrte“ Köstereien ihrer jüdischen Fertigkeit und suchen mit Schlägen, Anissen, ja, sogar mit effenschnüßlichen Tenzelblößen die wissenschaftliche Unhaltbarkeit des „Mythos“ zu beweisen.

Indes, man hat mit den „Studien“ keine Bastion im Kampf gegen die nationalsozialistische Weltanschauung zu erbauen vermocht, sondern nur ein Kartenhaus, das flüchtig fest in alle Winde verfliehet, da Alfred Rosenberg seinen und damit auch unseren Widersachern geantwortet hat. „An die Dunkelmänner unserer Zeit“ heißt dieses Buch, eine vorzügliche Ergänzung des „Mythos“, geschrieben nicht nur mit der erforderlichen Schärfe, sondern auch mit einer tiefgründigen Klarheit und sachlichen Lauterkeit, wie sie diesem Philosophen immer eigen gewesen. Darüber hinaus aber steht das neue Werk Rosenbergs im Unterscheid für die Sicherung konfessioneller Freiheit dar, die im Dritten Reich niemals der Unzulänglichkeit einer römisch-germanischen Minderheit zum Opfer fallen wird. Und zugleich ist das Buch eine Warnung an jene, die noch immer meinen, der Gesamtheit des deutschen Volkes ein fremdes Fühlen und Denken viltieren zu können. Möge daher die neue Schrift Rosenbergs in die Hände derer gelangen, die als wahre Deutsche Suchende sind nach einer artreinen Geisteshaltung.

z. M.

Robert Ley:

Durchbruch der sozialen Ehre

Verlag der Deutschen Arbeitsfront, Berlin, 1935, RM. 4,50.

Dieses ausgezeichnete Buch enthält eine Sammlung von grundlegenden Ideen zur Neuordnung des sozialen Lebens, die Dr. Ley als Führer der Deutschen Arbeitsfront in seinen Reden bei wichtigen Anlässen aus-

gesprochen hat. Es sind hier die großen Gedanken des Nationalsozialismus zusammengefaßt; es ist geschildert, wie weit sie in den ersten beiden Jahren nach der Machtergreifung bereits in die Wirklichkeit umgesetzt worden sind.

Bis jetzt gibt es noch keine geschlossene Soziallehre der nationalsozialistischen Weltanschauung, denn erst allmählich wachsen die neuen sozialistischen Formen des Dritten Reiches aus den Erfahrungsstatistiken der vom Nationalsozialismus geschaffenen Organisationen heraus. So sind denn viele Reden und Gedankengänge des mit der Führung dieser Organisationen betrauten Reichsleiters der N.S.D.A.P. der direkte und unmittelbare Eindruck vom dem bisherigen Aufbau auf diesem Gebiet. Hier wird eine Entwicklungszeit erkennbar, in der aber schon sehr eindeutig die Linie vorgezeichnet ist für ein umfassendes Werk über den deutschen Sozialismus und seine Ordnung.

Aber noch einen anderen Eindruck vermittelt dieses Buch: Es ist eines ganzen Mannes zur Seele des deutschen Arbeiters, Kampf einer Persönlichkeit um die Gleichberechtigung des schaffenden Menschen im Volksganzen. Aus den Seiten dieses Buches spürt man den Pulsschlag deutlichen Geschehens: die revolutionäre Wandlung des „Proleten“ zum deutschen Arbeitermann. Ein gekämpfter Deutscher, ein Kampfgenosse des Führers spricht zu den deutschen Schaffenden! De.

Wieder zu anderen Auflagen:

„Germanien zur Eisenzek“ und „Der Kampf um den Rhein“

W. La Baume:

Urgeschichte der Ostgermanen

Verlagsgesellschaft Paul Rosenberg, Danzig, 1934. Preis 6 RM.

E. Petersen:

Die frühgermanische Kultur in Ostdeutschland und Polen

Verlag De Gruyter, Berlin, 1929. Preis 28 RM.

„Der 9. November 1923“

Adolf Hitler:

Mein Kampf

Eber-Verlag, München, 1934. 7,20 RM.

Adolf Hitler:

Warum mußte ein 8. November kommen?

J. F. Lehmanns Verlag, München, 1925. 0,70 RM.

Alfred Rosenberg:

Blut und Ehre

Eber-Verlag, München, 1934. 4,50 RM.

Die Aufnahmen unserer Bildbeilagen stammen von: Reichsparteitagfilm 1934 „Triumph des Willens“ (S. 4 a); Ingenhölzer, Berlin (S. 4 b); Deutscher Kunstverlag und Dr. Emdener (Kriegsbilder); Verneval Dietjen (40 a); Nicolai-Berlin (40 b).

Auflage der 1. Auflage: 1090000

Nachdruck auch ausgenommen nur mit Genehmigung der Schriftleitung. Herausgeber: Reichsschulungsleiter Dr. Max Frauendorf, Hauptverwaltungsleiter und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Kurt Zeierich, Berlin W 9, Leipziger Platz 14. Fernruf A 2 Flora 0019. Verlag: Zentralverlag der N.S.D.A.P. Georg Eber Nachf. G.m.b.H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 38. Fernruf A 1 Jäger 0022. Druck: Müller & Sohn G.m.b.H., Berlin SW 68.

Das Schwarze Korps

Die Kampfzeitung der SS

ist Hüterin nordischen Gedankengutes und deutschen
Wehrwillens, ist geistiger und weltanschaulicher
Wegweiser inmitten der großen SS-Kameradschaft

Jeden Mittwoch neu!

Aberall für 15 Pfennig zu haben

Das deutsche Buch

Alfred Rosenbergs:



Leipziger Platz 14. Fernruf A 2 5104. Verlag Zentralverlag der N.S.D.A.P. Franz Eher Nachf. G.m.b.H., Berlin S.W. 68, Zimmerstraße 88. Fernruf A 1 3492. Druck. Müller & Sohn G.m.b.H., Berlin S.W. 68.

gesprochen hat. Es sind hier die großen Gedanken des Nationalsozialismus zusammengefaßt, es ist geschildert, wie weit sie in den ersten beiden Jahren nach der Machtergreifung bereits in die Wirklichkeit umgesetzt worden sind.

Bis jetzt gibt es noch keine geschlossene Soziallehre der nationalsozialistischen Weltanschauung, denn erst allmählich wachsen die neuen sozialistischen Formen des Dritten Reiches aus den Erfahrungstatsachen der vom Nationalsozialismus geschaffenen Organisationen heraus. So sind denn diese Reden und Gedankengänge des mit der Führung dieser Organisationen betrauten Reichsleiters der N.S.D.A.P. der direkte und unmittelbare Eindruck von dem bisherigen Aufbau auf diesem Gebiet. Hier wird eine Entwicklungszeit erkennbar, in der aber schon jetzt eindeutig die Linie vorgezeichnet ist für ein umfassendes Werk über den deutschen Sozialismus und seine Ordnung.

Aber noch einen anderen Eindruck vermittelt dieses Buch: Liebe eines ganzen Mannes zur Seele des deutschen Arbeiters, Kampf einer Persönlichkeit um die Gleichberechtigung des schaffenden Menschen im Volksganzen. Aus den Seiten dieses Buches spürt man den Pulschlag bedeutenden Geschehens: die revolutionäre Wandlung des „Proleten“ zum deutschen Arbeitermann, zum gestaltenden Deutschen, zum Kampfgesossen des Führers spricht zu den deutschen Schaffenden! De.

Bücher zu unseren Auflagen:

„Germanien zur Eisenzeit“
und „Der Kampf um den Rhein“

W. La Vannne;

Urgeschichte der Ostgermanen

Verlagsgesellschaft Paul Rosenberg, Danzig, 1934. Preis 6 RM.

E. Peterken;

Die frühgermanische Kultur in Ostdeutschland und Polen

Verlag Dr. Grueter, Berlin, 1929. Preis 28 RM.

„Der 9. November 1923“

Adolf Hitler;

Mein Kampf

Eber-Verlag, München, 1934. 7,20 RM.

Adolf Hitler;

Warum mußte ein 8. November kommen?

J. F. Lehmanns Verlag, München, 1925. 0,70 RM.

Alfred Rosenbergs;

Blut und Ehre

Eber-Verlag, München, 1934. 4,50 RM.

Die Aufnahmen unserer Bildbeilagen kommen von: Reichsparteitagfilmen 1934 „Triumph des Willens“ (S. 8 a); Tugendbilder, Berlin (S. 8 b); Deutsche Kunstverlag und Dr. Göttsche (Hergelbilder); Veredel-Dietlen (10 a); Nicolai-Berlin (10 b).

000

Genehmigung der Schriftleitung. Herausgeber: Reichsdeputationsleiter
Verantwortlich für den Gesamtinhalt: Kurt Zeiser (h. Berlin W 9,